

Hans Lenk

Von der Arbeits- zur Selbstbildungs- und Eigenleistungsgesellschaft

Aspekte und Thesen zum Wandel
des Arbeitsbegriffs



universitätsverlag karlsruhe

Hans Lenk

Von der Arbeits- zur Selbstbildungs- und Eigenleistungsgesellschaft
Aspekte und Thesen zum Wandel des Arbeitsbegriffs

Impulse für eine unternehmerische Gesellschaft
Hrsg.: Interfakultatives Institut für Entrepreneurship (IEP)
der Universität Karlsruhe (TH)
Band 1

Von der Arbeits- zur Selbstbildungs- und Eigenleistungsgesellschaft

Aspekte und Thesen zum Wandel des Arbeitsbegriffs

von
Hans Lenk



universitätsverlag karlsruhe

Impressum

Universitätsverlag Karlsruhe
c/o Universitätsbibliothek
Straße am Forum 2
D-76131 Karlsruhe
www.uvka.de



Dieses Werk ist unter folgender Creative Commons-Lizenz
lizenziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

Universitätsverlag Karlsruhe 2008
Print on Demand

ISSN: 1866-2218
ISBN: 978-3-86644-198-9

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort	8
Vorwort	10
1 In der informations- und kommunikationstechnologischen Gesellschaft	12
1.1 Wertewandel, Wandel der Wertprioritäten	18
2 Bildung in der informations- und systemtechnologischen High-Tech-Gesellschaft	22
3 Werteinstellungen zu Arbeit, Bildung und Genießen	26
3.1 Werteinstellungsscheren	28
4 Ressourcen für Arbeitszufriedenheit	30
5 Wertwandlungen zum Postmaterialismus	32
6 Ost-West-Vergleich von Leistungs- und Lustorientierung	36
7 Zwischen Selbständigkeit, Berufs- und Leistungsorientierung	45
8 „Abschied“ von der totalen (Erwerbs-) Leistungsgesellschaft	51
8.1 Eigenleistung als zentrales Konzept und Leitwert; Menschenrecht auf Eigenleistung	55
8.2 Zusammenfassende Thesen: Vorschläge und Thesen, die den Status, die Rolle und den Wert von Eigenleistungen und persönlichen Handlungen betreffen	58
Literatur	63
Der Verfasser	67

Geleitwort

Die Bedeutung des Unternehmers als Akteur des ökonomisch Neuen wurde durch Joseph Schumpeter im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in die Sozialwissenschaften eingeführt. In den letzten 30 Jahren wurde die Bedeutung von Entrepreneurship für ökonomische Innovationen Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung.

Die Arbeit des Interfakultativen Instituts für Entrepreneurship haben wir unter das Arbeitsmotto „Unternimm dich selbst – unternimm für andere – unternimm die Zukunft“ gestellt und damit drei entscheidende Dimensionen angesprochen, um die das klassische Unternehmertum im engeren Sinne erweitert werden kann.

Im Arbeitsbereich „Unternimm die Zukunft“ liegen die Schwerpunkte auf den Themen *Bedingungsloses Grundeinkommen* und *Konsumsteuer*. Hierbei handelt es sich um soziale Basisinnovationen für den Wandel zur nachindustriellen Dienstleistungs-, Wissens- und letztlich Kulturgesellschaft, die eine Vervielfältigung der Idee des Unternehmerischen in der Gesellschaft ermöglichen können.

Wie können soziale und kulturelle Innovationen im postindustriellen Zeitalter aussehen, wie können sie ermöglicht und gefördert werden, und welche Erkenntnisse gilt es dabei zum Beispiel in Bezug auf den gewandelten Arbeitsbegriff zu berücksichtigen?

Um diese Fragen geht es auch in den aufkeimenden Wissenschaftszweigen des Social und Cultural Entrepreneurship. Was aber ist unter einem Social Entrepreneur zu verstehen?

„Social Entrepreneurs sind Menschen, die sich mit unternehmerischem Engagement innovativ, pragmatisch und langfristig für einen bahnbrechenden gesellschaftlichen Wandel einsetzen. Sie können einer der demokratischen Motoren der Gesellschaft sein. Sie wollen die gesellschaftlichen Strukturen im Sinne der Subsidiarität von unten („bottom-up“) verbessern. Die Aufgabe eines Social Entrepreneurs ist es, gesellschaftliche Engpässe zu erkennen und Durchbrüche zu schaffen. Sie erkennen die Ursachen von Problemen und mögliche Lösungen, sie ändern das System, verbreiten neue Ansätze und spornen die Gesellschaft an, neue Wege zu gehen.“*

Wenn es um die Entwicklungsfähigkeit und -willigkeit des Einzelnen wie auch der Gesellschaft als Ganzer geht, sind auch Schule und Hochschule als etwas zu Unternehmendes zu denken.

Da die Gesellschaft eben nicht nur aus dem Wirtschaftsbereich besteht, sondern auch aus dem sie befruchtenden Kulturbereich (Forschung und Wissenschaft, Bildung und Sport, Kunst und Religion), gilt es auch diesen initiativ und kreativ zu gestalten. Ist es nicht das reiche Kulturleben, aus dem das produktive Wirtschaftsleben seine *immaterielle Fundierung* immer wieder aufs Neue erhält? Die Polarität von Wirtschaft und Kultur lässt sich wie folgt ausdrücken:

Wirtschaft – Fähigkeiten nutzen und ökonomische Werte bilden

Kultur – Fähigkeiten ausbilden und ökonomische Werte verbrauchen

In diesem Sinne ist die neu aufgelegte Reihe *Impulse für eine unternehmerische Gesellschaft* gedacht und soll den interfakultativen Dialog anregen.

Prof. Götz W. Werner

Vorwort

In der aktuellen Diskussion um das bedingungslose Grundeinkommen und die von seinen Befürwortern ins Feld geführte Wirkung der unternehmerischen Initiativentfaltung können einem immer wieder zwei grundsätzliche Fragen begegnen, die bei einer ersten Begegnung mit der Idee wie naturgemäß und oftmals nicht ohne gehörige Skepsis auftauchen: Wie ließe sich ein bedingungsloses Grundeinkommen in existenzsichernder und ein Kulturminimum einschließender Höhe finanzieren? Und weiter: Würden denn, gesetzt es gäbe ein solches Grundeinkommen, überhaupt noch genügend Menschen arbeiten, damit volkswirtschaftlich gesehen genug Einkommen erwirtschaftet werden kann, aus dem sich dann auch das Grundeinkommen speist?

In Zusammenhang mit der Frage der Finanzierung eines Grundeinkommens ist von unserem Institut unter Rückgriff auf wesentliche Vorarbeiten von Benediktus Hardorpⁱ die Idee der Umstellung des Steuersystems auf eine Konsumsteuer ins Spiel gebracht wordenⁱⁱ.

Dabei ergibt sich eine schlüssige Verbindung dieser beiden zunächst unabhängig voneinander aufgetretenen Ideen: Einer – dringend notwendigen und zum Beispiel den Gegebenheiten der Globalisierung maßgeblich Rechnung tragenden – Steuerreform hin zu einer Konsumsteuer einerseits. Und andererseits der inzwischen weit verbreiteten und mit unterschiedlichen Akzenten vertretenen Idee des bedingungslosen Grundeinkommens, verstanden nicht als „Hängematte“ um passiv die Abwesenheit von Existenzangst zu genießen, sondern als „Trampolin“, als Ermöglichung von unternehmerischer Initiative, engagierter, freiwilliger Leistung und selbstbestimmtem Leben.

Mit der zweiten Frage, wer denn aber mit einem Grundeinkommen noch arbeiten würde, hängen ganz maßgeblich der Begriff und das Verständnis von Arbeit zusammen. Der lebenslang sichere, weisungsgebundene, sozialversicherungspflichtige und gewerkschaftlich verteidigte Arbeitsplatz ist heute ein Auslaufmodell, und entsprechend befremdend können Parolen wirken wie „sozial ist, was Arbeit schafft“ oder, neuerdings, „links ist, was Arbeit schafft“.ⁱⁱⁱ Der Arbeitsbegriff ist einem radikalen Wandel unterzogen, der sich schneller vollzieht als das allgemeine Bewusstsein bislang mithalten kann.

Mit der vorliegenden Publikation kann nun, was die Frage nach dem sich wandelnden Arbeitsbegriff und die damit verbundenen Fragen nach

dem individuellen Arbeits- und Leistungswillen betrifft, auf eine Arbeit von Hans Lenk verwiesen werden, die mit einer Differenzierung des Leistungsbegriffs zur Klärung genannter Fragen beiträgt.

Dem sich wandelnden Arbeitsbegriff geht Hans Lenk unter Einbezug zahlreicher Aspekte (etwa Wertewandel, geänderte Bildungserfordernisse, Einfluss der Medien bzw. der Technik) und unter Berücksichtigung von verschiedenen Studien (etwa der Shell-Jugendstudie) nach und plädiert dafür, das von den Vereinten Nationen formulierte Recht auf Arbeit weiterzuentwickeln zu einem menschlichen Recht auf Eigenleistung und persönliche Entwicklung.

Dabei greift er zurück auf den von ihm bereits 1983 in die Literatur und Diskussion eingeführten Begriff der Eigenleistung^{iv} und spricht sich für das Leistungsprinzip aus, aber eindeutig gegen den Zwang zur Leistung, differenziert also zwischen fremdverordneter („Zwangs“) Leistung und selbstgewählter (Eigen) Leistung. Damit bezieht er indirekt auch Stellung in der umstrittenen Frage nach der Bedingungslosigkeit eines Grundeinkommens. Den Stimmen, die über einfache Rechtsfragen wie etwa die festzulegenden Bezugsbedingungen (zum Beispiel Nationalität) hinausgehende – wie auch immer gestaltete – Bedingungen an den Bezug eines Grundeinkommens knüpfen wollen, lässt sich damit eine Absage erteilen: Das Bedürfnis zu arbeiten, zu leisten, ist eine anthropologische Grundtatsache, neuerdings auch belegt als eine „postmaterialistische“ Einstellung, und die daraus hervorgehende (Eigen) Leistung muss unter den Bedingungen der postindustriellen Arbeit gesellschaftlich höher bewertet werden als dies bislang der Fall ist. Dazu ist auch eine Entdramatisierung des Zusammenhangs zwischen Entlohnung und Prestigeordnung vonnöten.

Herrn Lenk sei herzlich gedankt für die Bereicherung unserer Schriftenreihe und dem Buch eine weite Verbreitung und konstruktive Befruchtung der Grundeinkommensdiskussion gewünscht.

Peter Dellbrügger, IEP

i Vgl. zum Beispiel: HARDORP, BENEDIKTUS: Konsumsteuer und Gesellschaft. Zum erforderlichen steuersystematischen Bewusstseinswandel. In: MANFRED ROSE (HG.): Konsumorientierte Neuordnung des Steuersystems. Heidelberg/New York/Berlin (Springer) 1991, S. 85 ff.

ii Vgl. WERNER, GÖTZ W./ PRESSE, ANDRÉ (2007) und WERNER, GÖTZ W. (2007), S. 167 ff.

iii FRANZ MÜNTEFERING im Interview mit der Süddeutschen Zeitung am 02.11.2007, S. 6.

iv Vgl. LENK, HANS (1983), S. 9 ff.

1 In der informations- und kommunikations- technologischen Gesellschaft

Kosten- und internationaler Wettbewerbsdruck, Managementfehler in Zeiten des Booms, weggebrochene Absatzmärkte und fehlende Nachfrage haben zu einer Rationalisierungs- und Entlassungswelle ungeheuren Ausmaßes geführt. So fehlen zur Zeit in der Bundesrepublik Deutschland ca. 3,8 Mio. Arbeitsplätze; und auf absehbare Zeit zeichnet sich keine wirklich nachhaltige Besserung ab. Diese Entwicklungen sind nicht nur für Deutschland typisch, sondern auch für andere hochindustrialisierte Länder. Geht den traditionell arbeitsorientierten Gesellschaften, in denen sich Menschen vielfach über ihre Arbeit definieren und in denen das „Haben“ eines Erwerbsarbeitsplatzes zentral für das Selbstwertgefühl und die soziale Anerkennung ist, die Arbeit, die Erwerbsarbeit aus?

Wir befinden uns heute bereits in einer Informations- und Computergesellschaft. Der Trend der Computerisierung ist unaufhaltsam. Steuern wir auf eine totale Computerherrschaft zu – oder haben wir sie bereits? Ist „Computerokratie“ – schreckliches Wort, aber vielleicht deshalb gut zu merken! – die neueste und wirksamste Variante der früher schon häufig befürchteten Technokratie, der Herrschaft von Apparaten und Experten? Werden wir, sind wir schon Hörige oder gar Sklaven unserer Computer? Die allseits beklagte Bürokratie wird offenbar durch den Computer erst vollends effizient. Die Macht der Verwaltungen, jeglicher Erfassungs- und Kontrollsysteme, vervielfältigt sich durch dieses informationstechnische Instrumentarium so sehr, dass der totalitäre Missbrauch nicht sicher ausgeschlossen werden kann. Datenschutz zerrinnt ins Nichts, wenn unter dem Informationsaspekt der „gläserne Mensch“ Wirklichkeit wird. Doch das ist nur die eine Seite. Die andere, eher ambivalente soziale Auswirkung ist jene der Automatisierung durch Informationstechnologien und Mikroelektronik. Einigen Aspekten sozialer Folgen der sogenannten „mikroelektronischen Revolution“ möchte ich mich im Folgenden zuwenden.

Dabei gilt das Hauptaugenmerk den Problemen zwischen Arbeitslosigkeit, Wertewandel, Tätigkeitserleichterung und Sinnengewinnung durch eigenes Handeln. Wir werden hierzu neue Einstellungen entwickeln müssen. Diese Einstellungsprobleme ansatzweise zu erörtern – sollte man nicht gerade das vom Sozialphilosophen erwarten?

Wenden wir uns nun den *sozialen* Auswirkungen, der angekündigten zweiten Seite der Probleme, zu: Als der Philosoph Adam Schaff vor einem

Vierteljahrhundert den Club-of-Rome-Bericht über Mikroelektronik und Gesellschaft unter dem kennzeichnenden Titel „Auf Gedeih und Verderb“ herausgab (SCHAFF 1982), kam er nicht viel weiter als Aristoteles' *Genius im Altertum*, der in seiner *Politik* (ARISTOTELES 1965, 1253b) geschrieben hatte: Wenn die Weberschiffe von selber webten und die Zitherschlägel automatisch schlugen, dann bedürfte es für die Meister nicht der Gehilfen und für die Herren nicht der Sklaven.

Aristoteles freilich glaubte zweifellos, dass dieses eine ausschließlich positive Entwicklung wäre. Er konnte die negativen Effekte der Arbeitslosigkeit in einer traditionell arbeitsorientierten Gesellschaft wohl nicht voraussehen: Die griechische Gesellschaft, wenigstens die der freien Bürger, war nichts weniger als dies. Das Problem jedoch gewinnt heute besondere dramatische soziale Bedeutsamkeit. Arbeitslosigkeit droht großen Teilen der Bevölkerung als Folge der aufkommenden Roboterrevolution in hoch industrialisierten Gesellschaften.

Wie können wir sozialphilosophisch diese Problembündel angehen? Und was können Philosophen dazu sagen? Über solche allgemeinen gesellschaftlichen Fragen nachzudenken, das ist doch wohl auch eine wesentliche Aufgabe für Philosophen. Einige Philosophen gaben einige eingeschränkte pragmatische Ratschläge. Sie empfahlen eine allmähliche Anpassung, eine schrittweise Lenkung bei der Einführung der Automatisierung, die Einführung von Umschulungsprogrammen, gewandelte Bewertung der Freizeit usw.¹ Dies ist wiederum nicht sehr philosophisch – ebenso wenig wie es die Vorschläge des Soziologen Schelsky sind, der schon 1957 eine anthropologische Dauerreflexion forderte. Schaff beispielsweise glaubte, dass lebenslange Erziehung als eine Form der universellen Tätigkeit zugleich das Beschäftigungsproblem lösen und das antike Ideal des universalen Menschen verwirklichen könne – nämlich das des universell erzogenen, harmonisch entwickelten Menschen im Sinne der schönen und guten, voll entwickelten Persönlichkeit, wie die griechischen Philosophen sie als Idealbild sahen. Man braucht nicht auf Auschwitz oder die tiefenpsychologischen Theorien zu verweisen, um den utopischen Charakter dieses Ideals hervorzuheben. Doch der Mensch ist nicht der gute Mensch, den Schaff wenigstens potentiell wiederum in ihm zu sehen scheint. Die Kombination des *Homo studiosus*, des immer eifrig studierenden, und des *Homo ludens*, des spielenden Menschen, die den *Homo laborans*, den arbeitenden Menschen, ablösen soll, wird sich nur für recht wenige Menschen verwirklichen lassen.

¹ Vgl. zum Beispiel verschiedene Autoren wie BORGMANN, BYRNE, LENK in: ALOIS HUNING / CARL MITCHAM 1986.

Viele, wenn nicht die meisten, wollen nicht ein Leben lang auf der Schulbank sitzen. Wenn man zu den Freizeitbeschäftigungen übergeht, wird Entsprechendes auch hier deutlich, wie es der amerikanische Technikphilosoph Albert Borgmann (BORGMANN 1986, S.147) eindringlich formulierte:

„Die typische Qualität der Freizeit scheint ebenfalls niedrig zu sein, solange wir bereit sind, überhaupt irgendwelche Maßstäbe anzulegen. Unsere Vermutungen und Befürchtungen, dass der größte Teil der freien Zeit aufs Fernsehen verwandt wird und nur wenig Zeit auf solche Dinge wie aktiven Sport, das Theater, Museen, Musizieren, Briefschreiben oder das Lesen von Büchern werden von den Ergebnissen der Sozialwissenschaften bestätigt, wenigstens in den Vereinigten Staaten. Einer Studie zufolge ist die gesamte Zeit, die den letzteren Beschäftigungen gewidmet wird, im Durchschnitt nur ein Fünftel der Zeit, die vor dem Fernseher verbracht wird.“

BORGMANN (EBD., S. 147) schließt daraus, dass das Hauptversprechen der Technik nicht erfüllt werde. Dies bezieht er auf den Freizeit- wie auf den Arbeitsbereich.

Entsprechendes, meint Borgmann, gelte für Freizeitaktivitäten. Um noch einmal einen Absatz (EBD., S. 150) zustimmend zu zitieren:

„Es zeigt sich, dass die technische Befreiung von der Härte des täglichen Lebens immer mehr zur Loslösung vom tüchtigen und körperlichen Verkehr mit der Wirklichkeit führt. Unsere freizeitliche Verbindung mit der Welt wird zum reinen Konsum verengt, zur mühelosen Aufnahme von Konsumartikeln, wo keine Vorbereitung erforderlich ist, keine Orientierung gegeben wird und keine Spur von Bedeutsamkeit zurückbleibt. Vielleicht wird die vorliegende Darstellung dem Reichtum an Information, Unterhaltung und Spielen, den uns die neue Elektronik beschert, nicht gerecht. Aber dieser Reichtum wird auch nur konsumiert werden, das heißt er wird keine Bindungen, keine Disziplin und keine Fertigkeiten erfordern. Dank größerer Auswahl und engerer Anpassung an den individuellen Geschmack wird er mehr Ablenkung mit sich bringen. Aber da er unfähig ist, unser Leben zu ordnen und zu erhellen, wird die Ablenkung immer mehr zur Zerstreuung, zum Zerfall unserer Aufmerksamkeit und zur Verkümmern unserer Fähigkeiten führen. In Amerika wird es jetzt schon offenkundig, dass die neue Videotechnik von den Leuten nicht als Hilfsmittel gebraucht wird, das es ihnen endlich ermöglicht, zu den Historikern, Kritikern, Musikern, Bildhauern oder Sportlern zu werden, die sie schon immer hatten sein wollen.“

Aber haben sie dieses wirklich gewünscht? Wollten alle Menschen wirklich Künstler und Athleten werden? Schaffs optimistische Hoffnung

hierauf scheint sich nicht zu bestätigen, wenn sie nicht überhaupt von Anfang an als eine falsche Hoffnung hätte aufgefasst werden müssen.

Borgmann (EBD., S. 151) plädiert für eine Reform „auf der freizeitlichen Seite der Technik“. Er schlägt vor, die Chancen der Mikroelektronik und anderer fortgeschrittener Techniken zu nutzen, um Raum zu schaffen „für Dinge und Gebräuche, die uns als vollkommen menschliche und körperliche Wesen eigenständig in Anspruch nehmen“, das heißt, bei den zuvor erwähnten kreativen und rekreativen Tätigkeiten.

Durch die Automatisierung, die Informations- und Kommunikationstechnologien (IuK) und die so genannte mikroelektronische Revolution können wir in der Tat von „gefährlicher, schmutziger und eintöniger Arbeit“ (EBD., S. 152) befreit werden – auch von einem großen Teil der viel besprochenen „entfremdeten“, oder besser: der entfremdenden, Arbeit. All dies, glaubt Borgmann, kann die unerlässliche technische Infrastruktur unseres Lebens wirksamer und verlässlicher machen. Er hält mikroelektronische Einrichtungen hierzu für hilfreich, aber nicht für entscheidend. Ich glaube jedoch, dass sie dafür irgendwie mitentscheidend werden können, obwohl nur als notwendige, aber sicherlich nicht hinreichende Bedingung einer zeitgemäßen aktiven Lebenserfüllung im informations- und systemtechnologischen Zeitalter. Hinreichend ist die mikroelektronische Revolution nur für die *Chance* zu einer besseren Lebensinnerfüllung.

Interessanterweise unterstreicht Borgmann, dass jene Dinge und Praktiken, die orientierende, engagierende und weiterhelfende Kraft haben, alle wesentlich vortechnischen Ursprungs sind, obwohl sie, im technischen Zusammenhang ausgeübt, neuen Glanz gewinnen. Wirkliches Leben ist wesentlich persönliche Handlung und Leistung. Dies meint Borgmann sicherlich mit seinen „engagierten Tätigkeiten“. Schon Aristoteles schrieb in seiner erwähnten *Politik* (ARISTOTELES 1965, 1254 a), dass das Leben ein Handeln und nicht nur Hervorbringen ist. Und der Grundsatz seiner Ethik sah das Gute im strebenden Tätigsein der Seele.

Das Konsumieren und die Konsumentenhaltung sind in der Tat nicht die gewissen Versprechungen eines menschlichen Paradieses. Des Menschen Paradies kann nicht passiv oder passivistisch sein. Es ist vielmehr aktiv und aktivistisch zu „erleisten“ – wenigstens in der westlich nicht-buddhistischen kulturellen Tradition. Hier haben gewiss die Sozialphilosophen, die philosophische Anthropologie wie auch eine anthropologische Philosophie der Kultur, der Kreativität, der Handlung und der Erziehung eine gewichtige Rolle zu übernehmen. Auch Technikphilosophen sollten nicht nur feststellen, dass es gerade die vortechnischen Aktivitäten sind, die

wirklich befriedigend und identifizierend sind, ja, die tiefer die Persönlichkeit engagierend darstellen, sondern versuchen, philosophisch zu erklären, warum dies so ist. Ist diese Beobachtung wirklich in so grober Form richtig? Können wir nicht auch in einem wirklich menschlichen Sinne *technisch* handeln? Dies mag hier als eine interessante offene Frage dahingestellt sein.

Ein anderer Gesichtspunkt, der gewiss mit den erwähnten Problemen zusammenhängt, erschließt sich unter den vermittelnden Wirkungen der modernen technischen Welt. Man braucht nicht in die Einzelheiten über die so genannte verwaltete Welt mit allen ihren Erscheinungen der Bürokratie, Zerstückelung, Funktionalisierung, Manipulation und Entfremdung zu gehen, um dies einzusehen. Man braucht auch nicht die passiv machenden Auswirkungen der Scheinwelt von Bildern, Filmen und des vorfabrizierten stellvertretenden Lebens auf dem Fernsehschirm auszumalen, die nur die Illusion einer Tätigkeit, des Aktivseins, eine Pseudo-Aufregung ohne wirkliche eigene persönliche Beteiligung erzeugen. Telekratie und allgemein die Herrschaft der Medien ist wirklich eine Gefahr für den Menschen, besonders für den Jugendlichen und Heranwachsenden. Die sogenannte vierte politische Gewalt hat eine mittelbar machende, ablenkende, wenn nicht gar verdrängende und abstrahierende Auswirkung in unserer Gesellschaft gewonnen, die nicht leichtfertig unterschätzt werden sollte. Das Leben selbst scheint nicht mehr so echt zu spielen wie der Fernsehfilm. Aber Telekratie und Mediokratie sind zur Mediokrität verurteilt, wie wir wissen. Mediokratie *ist* in gewissem Sinne Mediokrität. In Einzelheiten braucht die verfilmte und verdatete Welt hier nicht weiter ausgemalt zu werden.

Auch eine vollkommen effiziente neue computerokratische Variante der Technokratie scheint in der sich ankündigenden mikroelektronischen Lawine zu entstehen. Die abstrakte Modellierung durch Computer hat zweifellos einen ablenkenden, verdrängenden Effekt an sich. Aber das Herumspielen mit Computer-Modellen ist nicht das wirkliche Leben. Modelle scheinen die Realität zu ersetzen – und die Wirklichkeit in einem bisher unvorhergesehenen Ausmaß zu prägen. Dennoch sind Modelle keine Wirklichkeit. Sie machen eine Scheinwelt aus, und diese Welt kann ihre eigenen Krankheiten erzeugen: neurotische Computernarren, die so genannten „Hacker“, die zwanghaften Programmierer, wie sie heute selbst in der größeren Öffentlichkeit – ironischerweise in den Medien selbst, man denke etwa an den Film „War Games“ – zur Kenntnis genommen und kolportiert werden.

Künftige Gesellschaften werden im Übrigen zunehmend mit solchen systemtechnokratischen Trends und Herausforderungen der Informati-

onstechnik konfrontiert werden. Es gibt zweifelsohne viel sagende Entwürfe in diese Richtung, gerade was die Informations- und Computertechnik angeht. Man denke nur an die Probleme der Datenkontrolle und -samm- lung und an die gesetzlichen sowie moralischen Fragen des Datenschutzes sowie generell an die sozialphilosophische Problematik der Sicherung der Privatheit. Wenn die Daten selbst auf dem öffentlichen Markt, im Internet oder Btx-System herumschwirren und jedem zugänglich sind, der den Code besitzt oder knacken kann, verliert der Datenschutz selber seinen Sinn.

Computer haben anscheinend eine verführende Kraft; sie sind attraktiv, reizen zur leidenschaftlichen Pseudo-Identifizierung, die gelegentlich zu einer Art von Computer-Liebeskrankheit werden kann. Eine neue, neu- rotische Computermanie, sozialpsychologisch vergleichbar den anderen, älteren Formen der Manie? So aktivistisch die Computermanie sich auch ausnehmen mag, sie lenkt jedoch in Wirklichkeit von persönlichen, das heißt von den von Person zu Person gerichteten, Verbindungen und Ver- pflichtungen ab. Es ist eine Pseudo-Liebensprojektion und kann manchmal, wenn übertrieben, sogar gefährlich werden.

Aber zurück zu den gesellschaftlichen und sozialphilosophischen As- pekten im engeren Sinne. Sind nicht die erwähnten Trends der Compute- rokratie nur Beispiele für das, was ich bereits vor über 20 Jahren „System- technokratie“ oder besser: „systemtechnokratische Tendenzen“ genannt habe, die allmählich mehr und mehr in unserem „informations- und sys- temtechnologischen Zeitalter“ an sozialer Bedeutsamkeit und Auswirkung gewinnen? In der Tat, wenn wir ein wenig grob verallgemeinern, können wir zu idealtypischen Beschreibungen solcher Trends kommen. Wir haben jedoch zu berücksichtigen, dass idealtypische Verallgemeinerungen immer Übertreibungen sind. Führen Systemtechnik und Computerrevolution also notwendig zu einer Art von Systemtechnokratie? Diskussionen über Sys- temtechnokratie als einer neuen Form der Technokratie werden umso wichtiger werden, als die informations- und systemtechnischen Tendenzen sich deutlicher herauschälen und Realität werden – mit allen Gefahren umfassender computerisierter Datenverarbeitungssysteme für alles durch- waltende, alles verwaltende, zerwaltende zentralistische Instanzen. Dies ist nicht nur in Diktaturen, sondern auch in Demokratien eine Gefahr. Nicht ohne Grund wenden sich kulturelle Regionalisierungen heute dagegen und gewinnen beachtliche Resonanz.

Was jedoch die Möglichkeiten der Technik im Allgemeinen und besonders der Mikroelektronik betrifft, so sollte man auch deren Möglichkeiten für die Humanisierung nicht vergessen. Die systemtechnokratischen Gefahren müs-

sen jedoch durch politische und gesellschaftliche Achtsamkeit, durch demokratisches Engagement, durch Beteiligung der Betroffenen und durch eine wirklich menschliche und verantwortliche Kontrolle ausgewogen werden.

Die Sozialphilosophie muss künftig verstärkt auf diese Fragen achten und in Zusammenarbeit mit Juristen, Informatikern und Psychologen diese interdisziplinären Herausforderungen aufnehmen. Es handelt sich dabei nicht nur um rechtsphilosophische und sozialpsychologische, sondern auch um sozialphilosophische und moralische Probleme. Sozialphilosophen, Wissenschaftstheoretiker und Ingenieure sowie Moral- und Rechtsphilosophen sollten die Diskussion nicht nur den Politikern und Soziologen allein überlassen.

Zurück zur Arbeitsstellenproblematik: Wir sollten als Sozialphilosophen prüfen, ob die Aussichten derart dunkel sind, wie viele denken. In der Tat wird Arbeit in hoch automatisierten Industrien und in unserer hoch industrialisierten Gesellschaft allgemein immer knapper. Dieser Trend ist allerdings strukturell und hat ein beträchtliches soziales Ausmaß angenommen. Die Arbeitslosenzahlen werden sich wohl tendenziell und strukturell aufgrund und im direkten Verhältnis zu der fortschreitenden Automatisierung der Produktion erhöhen. Welche sozialphilosophischen Folgerungen sollen wir aus dieser Beobachtung bzw. Voraussage ziehen?

Im Folgenden sollen einige weitere Problembereiche der gewandelten Werteinstellung zur Arbeit und dazu gehörige soziale Begleit- und Folgefragen behandelt werden, in der Hoffnung, einen Überblick über relevante sozialphilosophische Perspektiven zu geben und eventuell Ansatzpunkte oder wenigstens Zonen für notwendige Einstellungs- und Metabewertungsänderungen zu finden. Das letztere kann natürlich nur sehr skizzenhaft, unsortiert und noch wenig systematisch geschehen.

1.1 Wertewandel, Wandel der Wertprioritäten

Wertewandel und Wandel der Wertprioritäten eröffnen Möglichkeiten und erhöhen Akzeptanzchancen,

- die Erwerbsarbeit gerechter zu verteilen und
- besonders Teilzeitarbeit und Teilzeitbeschäftigung zu ermöglichen und zu fördern,
- die Nicht-Erwerbsarbeit höher zu bewerten.

Es gibt kennzeichnende und geänderte inhaltliche Wertorientierungen, die insbesondere verbreitete handlungsrelevante Orientierungen zur Folge haben oder zum Ausdruck bringen – auch in der Industrie. So ist zum Beispiel auf Scheren der Auseinanderentwicklung in der Arbeitseinstellung einzugehen. „Leben als Aufgabe oder Leben genießen?“, diese Leitfrage wurde vom Institut Allensbach einem repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung gestellt² und führte zu sehr differierenden Ergebnissen. In diesem Bevölkerungsquerschnitt zeigt sich (kohortenbezogen), dass das Verständnis des Lebens als einer zu bewältigenden Aufgabe, als einer Pflichtaufgabe, im Laufe der letzten Jahrzehnte abgenommen und die Orientierung am Lebensgenuss zugenommen hat.

Der so genannte Wertewandel ist in aller Munde, auch in Bezug auf die Welt des Arbeitens, des Leistens (VERFASSER 1983) – zumal der Einstellung zu beiden, speziell der Erwerbsarbeit (VERFASSER 1987, 1994). Ich meine allerdings, dass Begriffe wie „Werte“, „Subjekteinstellung“ und Ähnliches Deutungskonstrukte sind, die wir uns bzw. die die kulturellen Konventionen „machen“ – sowohl im Alltag als auch als Wissenschaftler: Man kann zum Beispiel gar nicht so einfach von der Auflösung der Subjekte und vom Wandel der Werte reden, sondern es handelt sich um komplexe projizierte und sozial „geglaubte“ und geteilte Wandlungsvorgänge, deren theoretische Beschreibung ein kompliziertes Geschäft ist. Hier ist zumal auf ein Beispiel der Umorientierung des Wertewandels hinzuweisen – nämlich auf die gewandelten Einstellungen zu Leistungswerten in der Bundesrepublik, insbesondere im Vergleich West-Ost. Ich beziehe mich dabei auf frühere Allensbacher Erhebungen (INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE, NOELLE-NEUMANN, NOELLE-NEUMANN / STRÜMPPEL) und zur jüngsten Zeit auf Untersuchungen von HEINER MEULEMANN, die in der Festschrift für BERNHARD SCHÄFFERS 1999 veröffentlicht worden sind (GLATZER / OSTNER 1999).

Zunächst zur grundlegenden Einstimmung: Schon vor über 35 Jahren habe ich (VERFASSER 1971) eine These vom Beginn des „informations- und systemtechnologischen Zeitalters“ skizziert – kurz: des „systemtechnologischen Zeitalters“. Diese These besagt(e), dass offensichtlich die Technik, damit aber auch die mit ihr verbundenen Arbeitsprozesse sich drastisch wandeln (würden/werden). Sie würden nämlich immer mehr zur „abstrakten“ Modellierung und Prozesssteuerung, zur systemhaften Steuerung, zur informationellen Verfahrenskontrolle, zur Transformation von Systemzuständen und insbesondere von Informationszusammenhängen tendieren

² NOELLE-NEUMANN 1975; NOELLE-NEUMANN / STRÜMPPEL 1984; siehe auch FAZ vom 20.09.1995, brieflich ergänzt an den VERFASSER 1996.

bzw. gar durch solche zum Teil ersetzt werden. Es wurde behauptet, dass die traditionellen Techniken zwar nicht verschwinden, aber überformt würden durch methodische, formale Verfahren der Prozess- und Systemsteuerung im Sinne einer optimierenden Organisation zielgerichteter Verfahren – insbesondere durch die neuen, universell einsetzbaren Instrumente der Systemtechnologie und vor allem der Informationstechnologie. Der Computer als universell einsetzbare Turingmaschine und angewandte Medien- und Informationseinrichtung würde unsere gesamte Gesellschaft und die Arbeitsprozesse durchdringen und zu einem Verbund von supertechnologischen Systemen, damit geradezu zu Informationsgesellschaften³ führen. Inzwischen haben wir das in einem derart dramatischen Sinne und Ausmaß erlebt, wie man das damals kaum erahnen konnte. (Das brauche ich im Einzelnen nicht nochmals zu beschreiben.) Die Systemzusammenhänge, die Verfahren der Systemoptimierung, das Informationsmanagement und die Handhabung großer dynamischer und interaktiv sich entwickelnder Systeme, ja, die Organisationen tendenziell aller öffentlich relevanter Lebensbereiche bzw. gesellschaftlicher Teilsysteme eben durch die Informationstechnologien, durch Computeranwendung, durch Systemplanung, Organisationsplanung, durch Hightech, Multimedia – das alles ist ein sozial wirksamer Teil unseres gesellschaftlichen Lebens geworden. Die weltweite Allpräsenz hinsichtlich der Einflüsse durch Information ergibt die Möglichkeit, unmittelbar über Kontinente hinweg zu kommunizieren und zu reagieren. Denken Sie allein an die Börsenkurse zwischen Tokio und New York, die in Minuten und Sekunden zu konsequenzenreichen Einflüssen oder gar ökonomischen Einbrüchen führen können. Die globale Vernetzung der Informationen(flüsse) und auf diese Weise natürlich auch der Beziehungsgefüge und der entsprechenden Reaktionsweisen der Gesellschaften auf dem Planeten führen zu erheblichen Folgen, die unter Umständen auch sehr nachdrücklich die Arbeitssituation betreffen, wie es ja mit derzeit allgegenwärtigen Schlagworten, wie „Globalisierung“, „Individualisierung“, „Flexibilisierung der Arbeit“, ausgedrückt wird. Das gilt natürlich auch in Bezug auf die wirtschaftliche Wettbewerbssituation und die internationale Konkurrenz(fähigkeit) („Standort Deutschland“). Wir hätten bereits eine postmoderne Situation, meinen viele – nach dem amerikanischen Literaten John Barth: „Um auf der Stelle zu bleiben, muss man seinem Schatten davonlaufen“ („run in front of your shadow“). Das

³ Ich sprach (zum Beispiel VERFASSER 1973, S. 8) explizit vom „informations- und systemtechnologischen“ (kurz: „technologischen“, 1971) Zeitalter und der entsprechenden Gesellschaftsstrukturierung. Man könnte heute auch doppeldeutig von der IST-Gesellschaft und ihren IuK-Technologien sprechen.

heißt, man muss immer schneller im „Rattenrennen“ mitrennen, um konkurrenzfähig auf der Stelle zu bleiben und seine Stelle zu behalten. Selbst wer auf der Stelle tritt, muss schneller rennen – so könnte man paradoxal sagen.

„Mühsal und Arbeit“, Stress vor allen Dingen, werden auch weiterhin das Leben kennzeichnen, aber nicht mehr „Mühsal“ im traditionellen – physischen – Sinne, oder „Arbeit“ im herkömmlichen Sinne, wie beides bei Hobbes noch eine große Rolle spielte, sondern eben eine Art konzentrationsmäßig und neurologisch „anspruchsvoller“ Arbeit, gleichsam Stressarbeit. Und dennoch werden eine extreme Flexibilisierung und Liberalisierung und die individuelle persönliche Lebensfreiheit immer mehr zunehmen – in einer Zeit, die eben durch die Entwicklungen der heutigen und künftigen Superinformations- oder High-Tech-System-Gesellschaft (HITS-Gesellschaft) geprägt ist.

2 Bildung in der informations- und system-technologischen High-Tech-Gesellschaft

Das bereits Beschriebene wird drastisch gewandelte Bildungserfordernisse zur Folge haben. Vielleicht kann ich einige Punkte dazu nennen: Es spielen sicher eine Reihe von neuen Bildungselementen und -werten mit, die zwar altbekannt sind, aber eben nun in besonderer Weise hervorgehoben werden und eine zunehmend prägende Rolle spielen. Es werden zum Beispiel formale, abstrakte Techniken und die Fähigkeit, sie zu beherrschen, eine noch entscheidendere Rolle spielen, wie eben Mathematik, Systemanalyse usw., – sie treten faktisch gegenüber herkömmlichen, beispielsweise eben traditionellen humanitären oder humanistischen Bildungsorientierungen in den Vordergrund.

Bildungsziele (praktische Bildung)	Bildungsziele (theoretische Bildung)
<i>Kreativität</i>	Förderung des Allgemeinwissens, und zwar
<i>Flexibilität</i>	Formale Kenntnisse in:
Selbsterkenntnis	<i>Logik</i>
Selbstwertbewusstsein	Grammatik, Rhetorik
Initiativebereitschaft und -fähigkeit	<i>Mathematik</i>
Selbstzweckaufgabenmotivation („Flow“)	<i>Informatik</i>
Eigenleistungsmotivation („Einsatz“)	<i>Heuristik</i>
Verantwortungsbereitschaft und -fähigkeit	Systemanalyse
a) aufgabenspezifisch	Fremdsprachen (bes. <i>Englisch</i>)
b) moralisch (im Allgemeininteresse)	Inhaltliche Kenntnisse in:
Teamorientierung (Kooperation)	<i>Naturwissenschaften</i>
Führungsfähigkeit (Delegation)	Sozialwissenschaften
Sachlichkeit, Objektivität	Kulturgeschichte
Zielstrebigkeit	Philosophische Anthropologie (Menschenbild)
<i>interdisziplinäre Offenheit</i>	<i>fachübergreifenden</i>
<i>generalistisches Interesse (Systeme)</i>	<i>(generalistischen) Fragen</i>
<i>Fortschrittsorientierung</i>	Schlüsseltechnologien
Handlungs-, Einsatzbereitschaft	
Zivilcourage, „Bürgertugend“	
Grundwertorientierung (Menschenrechte)	

Diagramm 1 (kursiv hervorgehoben: wichtig für die Neuen Technologien)

Die kursiv hervorgehobenen *theoretischen* Bildungswerte oder -strategien sind in der Aufstellung besonders wichtig für diese neuen Technologien und die „abstrakteren“ Arbeitsprozesse.

Genauso wichtig, ja, ich denke: noch wichtiger, sind weiterhin auch die *praktischen* Bildungsziele und -strategien: Kreativität, Flexibilität, Teamorientiertheit, Fähigkeit im Team Verantwortung zu übernehmen, interdisziplinäre Offenheit, generalistisches Interesse; das Skizzierte greift dann auch auf alle Arten von Fortschritt und Initiative-Orientierung usw. über. Das bedeutet, man hat eine flexibilisierte und auf abstraktere Formen abhebende Bildungsorientierung. Dies führt dazu, dass man eben bestimmte Gesichtspunkte heute und zukünftig in den Vordergrund hebt, die man vielleicht „neue programmatisch-praktische Bildungserfordernisse“ nennen kann. Dazu möchte ich einige explizit nennen:

1. Informationstechnische und praktische Grundbildung in den Schulen. Jemand (HAEFNER 1984) hat schon einen „Informationsführerschein“ (Computerverwendung als eine neue Kulturtechnik) gefordert, der heute bereits in gewissem Sinne mehr oder minder in den Schulen erworben wird;
2. Fähigkeit zur Beurteilung und selektiven Nutzung der vielfältigen Medien- und Verbundnetze sowie der Multimediaverfahren und vieler IuK-Technologien;
3. Konzepte und Fähigkeiten zur Entrümpelung von Altinformationen, von informationellen Altlasten – das durchaus sinnvolle kreative Vergessen, das ist das Löschen von Altinformationen, die nicht mehr gebraucht werden („Informationsentsorgung“ sozusagen);
4. Modellbildung, Abstrahieren, Verallgemeinern – alles Aktivitäten, die als neue generelle und generalistische Fähigkeiten immer wichtiger werden und natürlich auch die Qualifikation von Generalisten erfordern;
5. Überfachliche Sichtweisen, interdisziplinäres und gar supra-disziplinäres Arbeiten und Zusammenarbeiten, Kooperation;
6. Nicht nur das traditionelle „Know-what“-Wissen im sachlichen, substantiellen Sinne, auch nicht nur das *funktionale* „Know-how“ (Prozesswissen bzw. -können) ist wichtig, obwohl beides zunehmen wird – zumal das Letztere gerade im Sinne des *formalen* Know-how, wie man Probleme lösen, formulieren und angehen kann, etwa auf einer Ebene, die man nicht unbedingt spezifisch fachorientiert nennen kann oder die nicht an einem ganz spezifischen Problembereich orientiert ist. Vor allem wird auch das
7. „Wissen-wo“: „*Know-where*“, an Bedeutsamkeit gewinnen: wo wichtig wird zu wissen, wo etwas zu finden ist, wie man etwa Informationsressourcen, die grundsätzlich mehr oder minder allen zugänglich sind, aber nicht so leicht erschließbar sind, aufschließen und nutzen kann. Das alles wird erheblich an Verbreitung und Bedeutung zunehmen. Daneben brauchen wir aber nach wie vor
8. die kreative Fähigkeit zum Assoziieren, zum Erzeugen von neuen Entwürfen usw. Das wird ja zum Teil bereits ausführlich in der Literatur über Kreativität diskutiert (vgl. zum Beispiel VERFASSER 2000).
9. Die Befähigung, in selbständiger Weise Bausteine von Aktivitätserfordernissen, von organisatorisch-praktischen Fähigkeiten flexibel zu organisieren, wird immer wichtiger: Qualifikation und (Aus-)Bildungse-

lemente sowie Heimarbeit, Homebanking, Home-ordering und Ähnliches durchzuführen – das stellt auch erhebliche Anforderungen an flexiblere Modellierungs- und Verfahrenstechniken und an die in Systemzusammenhängen gelernten und an solchen Zusammenhängen orientierten Fähigkeiten. Manche Wissenschaftler sprechen heute in gut „Denglisch“ sogar von „Skill-Paketen“.

10. Das wohlbekannteste Teamwork – auch der unterschiedlichsten Spezialisten – wird immer unerlässlicher, aber notwendig immer flexibler gestaltet werden, da sich die meisten komplexen Arbeits- und Organisationsprobleme immer mehr über verschiedene inhaltliche Gebiete und Verfahrensbereiche erstrecken.
11. Eine verantwortbare politische und rechtliche Handhabung und Organisation der Wissensbestände und der Informationsverfügung, die insbesondere auch Datenschutzprobleme und Zugangsprobleme mit behandelt, ist dringlich (vgl. die Diskussion um Informationsmissbräuche im Internet). Helmut Spinner hat sich der Analyse der Organisation und „Regime“ der „neuen Wissensgesellschaft“ und auch ihrer ökonomischen und rechtlichen Strukturierung bzw. Kontrolle gewidmet (zum Beispiel SPINNER 1998).
12. Ein umfassenderes flexibleres Bildungssystem mit lebenslangem Lernen, flexiblerem Umlernen, Studieren und ähnlichem, erfordert im Wesentlichen eine eher *funktionale* formale Einstellung und die Verwirklichung und Verbreitung der entsprechenden *praktischen* Bildungswerte (vgl. Diagramm 1). Man achte wiederum besonders auf die durch Kursivdruck hervorgehobenen Werte, Bildungsziele und -werte, die in der von den Neuen Technologien geprägten Welt besonders wichtig sind.

Das alles bezieht sich natürlich auch auf die Fragen der Wertwandlungen, die ich auch anhand von Allensbach-Untersuchungen diskutiere.

3 Werteinstellungen zu Arbeit, Bildung und Genießen

In der Tat haben die Demoskopien seit Jahrzehnten eine zeitbegleitende Erhebung durchgeführt: Sie haben zum Beispiel die Bevölkerung in einer repräsentativen Stichprobe gefragt, ob man das Leben in erster Linie „als Aufgabe“, das heißt hier als Pflicht- und Mühe-Aufgabe betrachtet oder ob man das Leben in erster Linie „genießen“ will.

Bevölkerung insgesamt

Leben als Aufgabe								
(DDR)							62	54 (Ex-DDR)
(BRD)	60	59	48	48	51	43	43	45 (BRD-alt)
Leben genießen								
(DDR)							18	28 (Ex-DDR)
(BRD)	29	29	35	38	29	36	39	34 (BRD-alt)
Jahr	1960	1964	1973	1977	1980	1982	1990	1996

Diagramm 2 (Angaben in %)

Vgl. NOELLE-NEUMANN / STRÜMPFEL 1984; KISTLER / STRECH 1992, ALLENSBACH 1996 (brieflich).

Es ergaben sich ganz charakteristische Auffassungsverteilungen, die wir immer wieder vorfinden, die sich aber im Laufe der Zeit änder(te)n. Interessanterweise nimmt die Antwort „Leben als Aufgabe“ in der Gesamtbevölkerung der (westlichen) Bundesrepublik erheblich ab, während die Antwort „Leben genießen“ entsprechend zunimmt. Demgegenüber ist – und darauf komme ich dann im Zusammenhang mit den Untersuchungen von Meulemann noch zurück – offensichtlich in der Ex-DDR, wo die Untersuchungen zum Teil eben auch parallelisiert werden konnten, ein Festhalten, gar ein Erstarken an älteren Leistungs- oder Selbstverpflichtungswerten festzustellen – im Gegensatz zur alten Bundesrepublik. Man kann das eventuell (wie Meulemann) als einen zeitlichen Nachholprozess sehen.

Das eigentlich Interessante ist, dass bei den Jüngeren unter dreißig im Verhältnis zu Älteren eine deutliche Schere auftritt, eine Altersschere, insofern ihnen der Lebensgenuss viel höher gilt als die Orientierung an einer Lebensaufgabe. Es zeigte sich ebenfalls in einer internationalen, verglei-

chenden Allensbachstudie über Arbeitsethik anhand der Frage, „ob man sich in seinem Beruf ganz einsetzt oder bei der Arbeit nur das tut was gerade verlangt wird“, dass ganz entsprechende charakteristische Ergebnisse zustande kamen. „Ich setze mich in meinem Beruf ganz ein“, diese Frage wurde in der Bundesrepublik Deutschland 1967 noch von der Hälfte der Bevölkerung als repräsentativ angesehen, wurde in den achtziger Jahren aber nur noch von 42 Prozent als wichtig und für die eigene Person verbindlich angesehen, während in den USA dieser Wert noch bei 68 Prozent liegt.

Die deutsche Bevölkerung unter dreißig (West- und Ostdeutschland nach der Vereinigung)

	West	West	Ost	West	Ost
Leben als Aufgabe	52	30	50	31	35
Leben genießen	33	53	22	54	46
Jahr	1956	1990	1990	1995	1995

Diagramm 3 (Angaben in %)

Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach, veröffentlicht in FAZ vom 20.9.1995.

Besonders interessant ist der Altersgruppenvergleich: Man sieht, dass bei den älteren Mitbürgern diese Einstellung noch sehr hoch gilt, während bei den Jüngeren eher eine Einstellung des Genießens bzw. die Meinung „man tut das, was man machen soll und nicht mehr“ vorherrscht. Ganz anders etwa in den USA, wo ein doppelt so hoher Wert zu verzeichnen ist. Hier ist also eine internationale Schere festzustellen.

Die Bundesrepublik Deutschland ist, neben den Niederlanden zum Beispiel, in dieser gewandelten Einstellung zur Arbeitswelt besonders prominent, wenn auch nicht gerade in positiver Richtung. Zumindest war das so bis zu den Erhebungszeiten, als die hier zitierten Untersuchungen vorgenommen wurden: Hinsichtlich der Berufsgruppen ergibt sich eine ähnliche Unterschiedlichkeit. Es zeigt sich ganz deutlich: Je höher die Qualifikation, desto stärker ist man erwartungsgemäß bereit, sich für die Arbeit einzusetzen, desto stärker ist die Identifikation mit der eigenen Aufgabe und desto weniger wird allein der private oder persönliche Genuss in den Vordergrund gestellt und die Aufgabe als etwas angesehen, was man bloß pflichtgemäß erfüllt. Bei leitenden Angestellten und Beamten finden sich fast zwei Drittel, die sich mit ihrer Aufgabe soweit identifizieren, dass sie sich ganz einsetzen, bei selbständigen und freien Berufen ist dieser Prozentsatz mit vier Fünftel noch viel höher.

3.1 Werteinstellungsscheren

Bei den Selbstständigen, Unternehmern und höheren Führungskräften in der Industrie gar (das ist eine EMNID-Untersuchung von 1984), ist der Trend noch deutlicher: Hier sind es acht bis neun Zehntel, die sich voll mit ihrer Arbeit identifizieren.

Arbeitsethik

		a)	b)
IFS Allensbach 1982	An- und Ungelernte	28 %	61 %
	Facharbeiter	35 %	49%
IWG 1984 (EMNID)	Nichtleitende Angestellte und Beamte	34 %	47%
	Leitende Angestellte und hohe Beamte	61 %	19%
	Selbstständige und freie Berufe	80 %	8%
	Unternehmer und leitende Angestellte	90 %	8%

- a) "Ich setze mich in meinem Beruf ganz ein und tue oft mehr, als von mir verlangt wird. Der Beruf ist mir so wichtig, dass ich ihm alles opfere."
- b) „Ich tue bei meiner Arbeit das, was von mir verlangt wird, da kann mir niemand etwas vorwerfen. Aber dass ich mich darüber hinaus noch besonders anstrengen soll, sehe ich nicht ein, so wichtig ist mir mein Beruf nun auch wieder nicht.“

Diagramm 4
Ergänzt nach Frankfurter Rundschau vom 21.05.1985, Nr. 116.

Man sieht, dass sich hier eine Art von Berufsgruppen- und Führungsschere auftut: Die verschiedenen Berufsgruppen identifizieren sich in unterschiedlichem Maße mit ihren Aufgaben (Berufsgruppenschere); die Führungskräfte, die Eliten identifizieren sich besonders stark mit ihrer Aufgabe (Führungsschere). Das ist bis Mitte der achtziger Jahre und sicher auch heute noch recht repräsentativ. Wir haben also eine Reihe von solchen Scheren, die aber auch zum Teil etwas widerspiegeln, was wir am Arbeitsplatz finden und was von den Führungskräften in der Industrie beachtet werden sollte: Es gibt so etwas wie eine zunehmende oder auch in der Bundesrepublik besonders vorherrschende Unzufriedenheit (zu große

Arbeitsbelastung, Kritik oder Kritisiertwerden in Anwesenheit anderer Personen). Es ist auch ein Gefühl entstanden, dass die eigene Entscheidungsfreiheit eingeschränkt wurde, das heißt, dass man nur noch wenig oder zu wenig Entscheidungsfreiheit hat. Zwar finden sich bei Arbeitern und bei Angestellten etwas unterschiedliche Werte; aber es scheint zwischen den siebziger und den achtziger Jahren das Bewusstsein eigener Entscheidungsfreiheit, jedenfalls nach der Auffassung der Mitarbeiter, abgenommen zu haben.

Elisabeth Noelle-Neumann hat von einem Verfall der Arbeitsfreude, von einer negativen Einstellung zur Arbeit insbesondere in der Bundesrepublik gesprochen und gemeint, wir würden „alle Proletarier“ werden, jedenfalls der Einstellung nach. Das „vergiftete Arbeitsleben“ – die „Helden“ seien „müde geworden“ –, solche Phänomene führt sie im Wesentlichen auf den Einfluss der Medien, der kritischen Erziehung und eines autoritären Top-down-Managements zurück. Bernhard Strümpel, ihr Co-Autor in dem Buch „Macht Arbeit krank – macht Arbeit glücklich?“ (1984), meint jedoch, gerade dies sei eine positive Anpassung der Arbeitnehmer an gewandelte Arbeitssituationen, es handle sich um eine ökonomische Reaktion: Es sei weniger Arbeit nötig, und deswegen habe sich der Arbeitnehmer in seiner Einstellung darauf eingestellt.

Die Frage ist also: Gibt es – wie bereits angedeutet – eine *fünfte* Schere zwischen Aktivismus und Passivismus? Gibt es einen Unterschied in der Gesellschaft, die grundsätzlich in Genießer und Leister zerfällt, eine neue Zweiklassenbildung? Es gibt bedeutsame Anzeichen dafür.

4 Ressourcen für Arbeitszufriedenheit

Man kann die Altersschere, die internationale Schere, die Berufsgruppenschere, die Führungsschere und die Aktivismus-Passivismus-Schere identifizieren und unterscheiden. Immerhin lässt sich sagen: Aus anderen Untersuchungen wird klar, dass die wirkliche Sachlage nicht so negativ ist, wie Noelle-Neumann dies anhand ihrer Daten dargestellt hat. Es ist zum Beispiel bei den Mitarbeitern in der metallverarbeitenden Industrie im Laufe der achtziger Jahre von Schmidtchen zweimal eine umfassende Untersuchung durchgeführt worden, in der die Arbeitszufriedenheit ermittelt werden sollte (und sicherlich gelten die Aussagen tendenziell auch in anderen Branchen): Die Mitarbeiter, die sich vorwiegend richtig eingesetzt fühlten, halten die Arbeit für interessant, und es gefällt ihnen durchaus an ihrem Arbeitsplatz. Wichtig dabei ist, dass Schmidtchen eine sogenannte „Ressourcenthese“ – oder Ausgleichsthese entwickelt hat. Diese besagt: Je mehr Ausgleichs- oder Kompensationsmöglichkeiten jemand hat (das können psychische, physische, gestalterische, gehaltliche Ausgleichsmöglichkeiten sein), je mehr Entscheidungsfreiheit er hat, desto größer ist die Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz, und zwar unabhängig davon, ob sein eigenes Urteil über den technischen Fortschritt und die technologischen Neuerungen positiv, ambivalent oder negativ ausfällt. Wenn jemand viele Ressourcen hat, dann ist es nicht so wichtig, wie er zum technischen Fortschritt, zu neuen Technologien und deren Einsatz in der metallverarbeitenden Industrie steht. Die „Mitarbeiter“, schreibt Schmidtchen, „werden mit Belastungen um so eher fertig, je größer ihre Ressourcen sind. Die Mitarbeiter, die ihre Belastungen kompensieren können, sind überwiegend zufrieden, die das nicht können, überwiegend unzufrieden“ (SCHMIDTCHEN 1986, S. 47). Zumal zeigte sich, dass bei hoher Belastung die persönlichen Ressourcen wie Kompetenz, Wertorientierung, Bildung usw. einen bedeutsameren Einfluss auf die Arbeitszufriedenheit haben als organisatorische Ressourcen (ob man Vorgesetzter oder Untergebener ist) und selbst auch als finanzielle Entlohnung. Die gilt sowohl in positiver als auch in negativer Hinsicht. Vier Fünftel (79%) der Mitarbeiter unter hoher Belastung fanden ihre Aufgabe „sehr gut oder gut“, wenn sie über viele persönliche Ressourcen zum Ausgleich verfügten (gegenüber nur 59 bzw. 66% bei vorwiegend finanziellen und organisatorischen Ressourcen). Die persönlichen Ressourcen spielen also eine ganz entscheidende Rolle. Wertorientierung, Engagement, Eigenmotivation, aber auch Bildung sowie besonders der Umfang von Verantwortungs- und Dis-

positionsspielräumen spielen neben anderen persönlichen Ressourcen wie Gesundheit eine erhebliche Rolle bei der Ausprägung der Arbeitszufriedenheit. Ähnliches gilt auch für die Verarbeitung neuer Herausforderungen angesichts der technologischen Neuerungen.

Auswirkungen verschiedener Arten von Ressourcen auf die Arbeitszufriedenheit

Belastungen:	Mitarbeiter der Metallindustrie				Gesamt
	hoch		niedrig		
Ressourcen	wenig	viel	wenig	viel	
Es finden ihre Arbeitsaufgabe sehr gut oder gut					
- Persönliche Ressourcen (Kompetenz)	15	79	52	94	78
- Organisatorische Ressourcen (Kompetenz)	26	66	78	91	
- Finanzielle Ressourcen (Bezahlung stimmt)	36	59	81	94	

Diagramm 5 (Angaben in % der Mitarbeiter)
Nach SCHMIDTCHEN 1986, S. 39.

Es zeigt sich also zusammengefasst, dass Wertorientierung für die Einstellung zu Tätigkeiten und Arbeiten entscheidende Bedeutung besitzt, besonders die persönlichen Ressourcen wie Eigenengagement, Eigenmotivati-on, Leistungsorientierung und Verantwortungsübernahme. Auch Bildungsressourcen haben einen erheblichen Einfluss auf die Arbeitszufriedenheit – gerade auch angesichts technischer und technologischer Neuerungen.

Auch im *internationalen* Vergleich ist eine solche Arbeitsethik untersucht worden, da wurde nach dem vollen Einsatz im Beruf gefragt. Hier wurden insbesondere zwischen den USA und (West) Deutschland erhebliche Unterschiede festgestellt⁴. Wichtig ist jedenfalls, dass sich offensichtlich eine Altersschere und eine Berufsgruppenschere ergeben. Die Jüngeren orientieren sich stärker an Selbstverwirklichungs- und Selbstentfaltungswerten als die eher traditionellen Älteren. Das sieht man bei allen Untersuchungen, insbesondere auch aus der aufgeführten Allensbach-Untersuchung zur Arbeitsethik; und dasselbe gilt hinsichtlich der sozialen Schichtung der Ungelernten, der Facharbeiter, der Angestellten, leitenden Angestellten, Selbständigen und Untersuchung (wobei sich die mir vorliegende Unterrichtung allerdings im Wesentlichen noch und nur auf die Mitte der 80er Jahre bezieht).

⁴ Diese sind allerdings, methodologisch gesehen, nicht ganz unproblematisch, denn in Amerika wird natürlich jeder, der im Beruf steht, besonders natürlich auf solche suggestiven Fragen hin, sagen, dass er sich dort „immer voll“ einsetzt, selbst wenn er es faktisch nicht tut. Mentalitäten und Befragungs- bzw. Beantwortungsgepflogenheiten differenzieren und variieren.

5 Wertwandlungen zum Postmaterialismus

Sind die geschilderten Einstellungswandlungen wirklich so stark ausgeprägt, so fragt man sich, sind sie Ausdruck oder Ausfluss des im letzten Jahrzehnt vielbeschworenen Wertewandels? Gibt es nun einen grundlegenden, sozusagen säkularen historischen Wandel der grundsätzlichen Einstellungen zur Arbeit, zu den Leistungswerten, zu den sogenannten Akzeptanzwerten, wie die Soziologen sagen, gegenüber der Orientierung an „Lust“-Werten, an Selbsterfüllungs- und Selbstentfaltungswerten? Handelt es sich um Generationsunterschiede, oder ist es ein subjektiver Einstellungswandel, der von strukturellen Bedingungen abhängt? Den interessantesten Ansatz hierzu hat zweifellos der Amerikaner Ronald Inglehart (INGLEHART 1977) vorgelegt. Im Jahr 1989 ist unter dem Titel „Kultureller Umbruch“ von ihm nochmals eine Gesamtdarstellung seiner empirischen Studien erschienen, die die Verhältnisse in fünf EG-Ländern und den USA vergleicht. Es handelt sich in der Tat um interessante Ergebnisse. Inglehart unterscheidet zunächst sehr einfach, vielleicht zu grob und zu einfach, zwischen einer speziellen Orientierung an materiellen, sogenannten „materialistischen“, physischen Bedürfnissen, die sich insbesondere in Sicherheitsbedürfnissen, Versorgungsbedürfnissen ausprägen, und einer eher „postmaterialistischen“ Einstellung, die sich stärker an ästhetischen, intellektuellen oder auch Solidaritätswerten ausrichtet.

So genannte Selbstentfaltungswerte und die Orientierung an ihnen verdrängen – besonders in der Privatsphäre, aber zunehmend auch im Berufsbereich – die traditionellen so genannten Akzeptanz- und Pflichterfüllungswerte. Inglehart erklärte die eingetretenen, im Folgenden zu referierenden Wandlungen im Wesentlichen durch zwei Hypothesen. Die erste, die Mangel- oder Knappheitshypothese, lautet: Die Prioritäten eines Individuums spiegeln seine sozioökonomische Umwelt; so schätzt man jene Dinge subjektiv am höchsten ein, die verhältnismäßig knapp sind. Die zweite These ist eine sogenannte Sozialisations- oder vielleicht besser eine Prägungshypothese: Eine beträchtliche zeitliche Verzögerung der Wertanpassung spielt eine Rolle, da die Grundwerte einer Person zum größten Teil jene Bedingungen widerspiegeln, die während ihrer Jugendzeit vorherrschten. Welche Werte man später im Alter hat, ist also abhängig davon, welche Verhältnisse man in der Jugend erfahren hat. Als dritte, nicht ausdrücklich von Inglehart genannte Hypothese muss man eine Dringlichkeitsthese hinzunehmen – des Inhalts, dass hungrige Menschen

im Allgemeinen auf die Befriedigung höherrangiger Bedürfnisse verzichten bzw. sie nachordnen, wenn sie wählen müssen: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“, sagte Bert Brecht. Nach Inglehart ergibt sich ein soziopsychischer oder bedürfnisorientierter Sättigungs- bzw. ein Grenznutzeffekt. Physiologische Bedürfnisse, grundlegende Sicherheitsbedürfnisse, also „materialistische“ Bedürfnisse, wie sie Inglehart etwas plakativ nennt, haben in Mangelzeiten Priorität, verlieren in den Zeiten des Wohlstands und des wachsenden Lebensstandards an Dringlichkeit. Umgekehrt nehmen Bedeutung und Gewicht differenzierterer und sozialer Bedürfnisse, besonders der Selbstverwirklichungsbedürfnisse, entsprechend dem Lebensstandard und der Absicherung physischer Grundbedürfnisse zu. Die physischen Grundbedürfnisse oder materialistischen Bedürfnisse teilen sich in Sicherheits- und Versorgungsbedürfnisse. Die postmaterialistischen Bedürfnisse beziehen sich auf Schönheit der Städte, Natur, „Ideen zählen mehr als Geld“. Meinungsfreiheit, Achtungs- und Zugehörigkeitsbedürfnisse spielen eine große Rolle: Inglehart hat seine empirischen Erhebungen seit den siebziger Jahren in internationalen Vergleichen durchgeführt, in den USA, in der Bundesrepublik, in Großbritannien, Österreich und den Niederlanden. Er kommt zu dem Ergebnis, dass übereinstimmend in allen diesen Ländern postmaterialistische Werte gegenüber der ökonomischen und physischen Sicherheit, den „materialistischen“ Werten, auf dem Vormarsch sind, also relativ zunehmen; dabei ist deutlich, dass jüngere Menschen eher postmaterialistisch orientiert sind als ältere. Eine Differenz findet sich auch hinsichtlich der Berufsgruppen: Studenten, Politiker, leitende Angestellte sind eher postmaterialistisch orientiert als zum Beispiel Landwirte, Ältere und Selbständige.

Der Werttyp der Antworten unterscheidet sich zwischen sogenannten „materialistischen“ und „postmaterialistischen“ Werten (nach INGLEHART 1977, 1989):

**Werttyp nach Beruf und Altersgruppe der Befragten,
EG 1980 – 1986**

Alter	unter 35		50 und älter			
	% Top- management	Materia- listisch	Postmateria- listisch	Materia- listisch	Postmateria- listisch	Materia- listisch
Verwaltung	19	27	23	25	24	15
Student	20	24	-	-	-	-
Freiberufler	20	21	20	22	29	15
Angestellte	25	20	31	14	36	11
Arbeitslose	28	17	33	11	37	8
Selbständiger	31	12	40	9	41	7
Arbeiter	30	13	36	9	41	8
Hausfrau	36	10	43	8	46	6
Landwirt	38	11	45	8	46	6
Ruheständler	-	-	37	11	46	6

Diagramm 6
Quelle: INGLEHART 1989.

Man kann also aufgrund dieser Wandlungen sagen, dass es sich hier offensichtlich nicht bloß um eine oberflächliche Einstellungswandlung im Sinne des Hin- und Herschwingens je nach kurzfristiger Situation handelt, sondern eher um einen grundlegenden historischen Wandel, der wahrscheinlich eine geschichtliche Nachwirkung der Mangelzeiten und Wiederaufbaujahre darstellt. Besonders in den Kreisen der jungen Technologiemanager, des jungen Topmanagements, der „young (urban) professionals“ („Yuppies“), der Medienvertreter, der Politiker und der Studenten sind die postmaterialistischen Einstellungen vorherrschend – wenigstens dem Umfang nach – und haben die materialistische (in dieser Hinsicht) längst überholt. Der Trend scheint für die ganze EU unübersehbar. Nur die selbständigen Geschäftsleute, Landwirte, Arbeiter repräsentieren unter den Berufstätigen, auch unter den jüngeren Jahrgängen, die traditionell überwiegende materialistische Einstellung.

Haben wir es also – wie angedeutet – mit einer *sechsten* Schere zu tun, also mit einer Materialismus-Postmaterialismus-Schere? Sicherlich wird man mit dem Trend zum Postmaterialismus der nun in die Jahre kommenden jüngeren Nachkriegsgenerationen rechnen können, leben müssen. Bei

Inglehart lag wie skizziert auch eine bestimmte These vor. Es waren zwei Hypothesen, welche die erwähnten Scheren betreffen und diese „erklären“ sollen. Genauer genommen sind es jedoch sechs bis sieben verschiedene solcher Scheren, die sich auftun. Zunächst sind es die *Altersgruppenschere*, eine *Berufsgruppen-* sowie eine *Führungskräfte-Schere*, dann eine *internationale Schere* („Arbeitsethik“), eine Schere zwischen *postmaterialistischer* und *materialistischer* Einstellung generell. Man könnte auch noch eine Schere zwischen *Aktivismus* und *Passivismus*, sehen. zwischen den sozial *Aktiven* und den gesellschaftlich *Passiven*. Auch das habe ich an anderer Stelle (OECD 1994) diskutiert.

6 Ost-West-Vergleiche von Leistungs- und Lustorientierung

Das alles ist eine eindeutige Tendenz, die überall feststellbar ist und die auch den im Folgenden vorzustellenden Untersuchungen von Meulemann zugrunde liegt.

Der Soziologe Heiner Meulemann (MEULEMANN 1999) stützt sich ebenfalls auf die zuvor erwähnte, vom Institut für Demoskopie gestellte Fragestellung. In Allensbach wurde nun ein detaillierter Vergleich vorgenommen, der zwischen West- und Ostdeutschland hinsichtlich dieser bereits angeführten Frage differenziert: „Leben als Aufgabe“ – „Leben genießen“. Hier ergab sich, dass im Laufe der Zeit insbesondere im Westen die Orientierung am „Leben als Aufgabe“ abnimmt. Was aber geschah / geschieht nun in den neuen Bundesländern?

Die neueren diesbezüglichen Untersuchungen von Meulemann zum Wertewandel sind erst 1999 veröffentlicht. Bereits 1986 hat Meulemann über den Vergleich Ost – West empirische Erhebungen veröffentlicht und Folgendes ermittelt, was insbesondere für die Situation in den neuen Bundesländern interessant ist: Zum ersten meint er (MEULEMANN 1999, S. 116) mit Kohli (KOHLI 1994), dass die alte DDR eine „Arbeitsgesellschaft“ gewesen ist – was immer das heißen mag. Die „Verpflichtung“ zu mehr Arbeit wurde offiziell propagiert, obwohl jedoch die Arbeit selber detailliert kaum ernsthaft auf den Prüfstand gestellt wurde. Die DDR war keine Leistungsgesellschaft, sondern eher eine Pflichtarbeitsgesellschaft. In der Bundesrepublik schließt Meulemann im Wesentlichen an die erwähnten Allensbach-Fragen „Leben als Aufgabe, Leben als Genuss“ (siehe oben) an. Dabei werden Kohortenanalysen betrieben, das heißt, die Geburtsjahrgänge werden gekennzeichnet und verfolgt: Zunächst herausgefiltert sind dort die entsprechenden prägenden Jugendphasen eingezeichnet. Hier geht es also im Wesentlichen um die Erfassung der Fragestellung „Leben als Pflichtaufgabe“. Da stellt sich die Untersuchung vier Fragen (EBD., S.117):

- a) „Hat der Wert der Leistung in der alten Bundesrepublik bis 1990 Anhänger verloren?“
- b) Zwischen 1990 und 1996 wird der Wert der Leistung in Ostdeutschland stärker unterstützt als in Westdeutschland. Hier geben die Erhebungen eine positive Antwort auf die entsprechende „Tatsachenfra-

gen“. Die Kohortenreihen sprechen dafür, dass das – wenigstens hinsichtlich der abgegebenen Verlautbarungen – bejaht werden muss.

- c) Kann der Rückgang der Leistung in der alten Bundesrepublik durch einen Bedeutungswandel von „Selbstaufopferung“ zu „Selbstverwirklichung“ erklärt werden? Nun, das ist eher eine Frage der *Interpretation*, und da möchte ich im Folgenden analytisch-philosophisch noch etwas kritisch anfügen.
- d) Kann Meulemann zufolge „die stärkere Anhängerschaft des Werts ‚Leistung‘ in Ostdeutschland in gleicher Weise als ein Bedeutungswandel erklärt werden“ wie im Westen – „allerdings in diesem Fall als ein Bedeutungswandel von Selbstverwirklichung zu Selbstaufopferung“, der von der staatlichen Propaganda der DDR für „Leistung als mehr Arbeit“ auferlegt wurde? (EBD., S. 117) Die dritte und vierte Frage will Meulemann mit den Kohortenanalysen (er)klären, wobei zumal für die dritte Antwort meines Erachtens noch eine analytische Kritik erforderlich ist und die vierte Frage letztlich etwas zu unklar gestellt ist. Doch darauf komme ich noch zurück.

Zunächst zur dritten Frage: Es kann sich entgegen der Deutung Meulemanns nicht darum handeln, dass sich die Leistung generell *in ihrer Bedeutung geändert* hat: Es ist in erster Linie kein *Bedeutungswandel* zu konstatieren, sondern ein *Bedeutsamkeitswandel*. Der Wert der Leistung, sozusagen im Gesamtbudget der Wertorientierung im Leben, hat sich gewandelt, nicht die „*Bedeutung*“ des Begriffs. Der *Wert*, die *Bedeutsamkeit*, *Wichtigkeit* der Leistung im Erwerbsberuf oder in der Erwerbsarbeit bzw. im Gesamtlebenszusammenhang ist zurückgegangen, im Übrigen sicherlich im Zusammenhang mit dem oben erwähnten Dringlichkeitsproblem. Das bedeutet aber nicht, dass die *Bedeutung* von Leistung und des Leistungsprinzips sich geändert hat, sondern nur, dass die Bewertung, die Gewichtung des Wertes Leistung im Gesamtrahmen des personalen Lebens sich geändert haben, also würde man eher von einem Bedeutsamkeitswandel innerhalb des Gesamtbudgets als von einem Bedeutungswandel reden können. Demnach ist es wohl richtig, dass natürlich eine gewisse Veränderung in der Tat darin besteht –, und da hat Meulemann wohl recht, aber das müsste noch näher aufgegliedert werden –, dass von der „Selbstaufopferung unter dem Pflichtaspekt“ nach dem letzten Weltkrieg generell eher zu einer Art von „Leistung als Selbstverwirklichung“ übergegangen wird – in dem Sinne, dass eben häufiger Leistungen der Selbstverwirklichung als faszinierende bzw. attraktive Aufgaben empfunden werden statt

solche der Pflichterfüllung. Das jedoch ist natürlich durch die Fragestellung „Leben als Aufgabe“ nicht zu erfassen, denn Aufgabe ist/war hier natürlich von vornherein verstanden als eine Art von aufoktrozierter Pflichtaufgabe. Aber „Aufgabe“ kann natürlich auch eine *selbst gewählte, selbst gesetzte* Aufgabe – gerade auch eine solche der Selbstverwirklichung – sein. Man denke beispielsweise an sportliche Hochleistungen der Nichtprofessionalsportler (die soll es ja auch einmal gegeben haben). Das bedeutet, hier ist ebenfalls eigentlich kein Bedeutungswandel, sondern ein Bedeutsamkeitswandel zu konstatieren. Und wenn es sich um eine Art von Akzentuierung handelt, dann muss eben auch diese Überlegung über eine notwendige Unterscheidung zwischen einer positiv bewerteten, *selbst gewählten* Eigenhandlung, *Eigenleistung* einerseits und eben der *fremdverordneten, fremdbestimmten*, Leistung und der entsprechenden Aufgabe andererseits gesehen und berücksichtigt werden. Das ist in diesen Untersuchungen freilich überhaupt nicht bzw. zumindest *nicht genügend* geschehen.

Was die Kohorten in den Diagrammen angeht, so sieht man, dass in den westdeutschen Kohorten der Wert der Leistung in der Tat zurückgeht – und zwar noch am wenigsten bei den ältesten angeführten Kohorten, also bei denjenigen, die bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts geboren und in dieser Zeit sozialisiert wurden. Sie sind noch Vertreter der alten Leistungsarbeitspflicht, der Pflichtaufgabeneinstellung. Hingegen sind bei den Jüngeren, zumal ab den 60er Jahren (vgl. die Kohorte K5, „spätes Wirtschaftswunder“) schon starke Abwärtstendenzen festzustellen. Insbesondere die zwischen 1952 und 1974 Geborenen (K4, K5) ziehen die Gesamttendenz hinsichtlich der Bewertung des Lebens als Pflichtaufgabe „herunter“. Das sieht man vielleicht noch etwas deutlicher, nämlich visualisiert im folgenden Diagramm. Ich kann und muss das hier natürlich nicht detailliert kommentieren. Man hat gewisse Einbrüche um die späten 60er Jahre: Zum Beispiel (K6) zu Beginn der 80er Jahre ist in allen westdeutschen Kohorten ein starker Abschwung der Pflichteinstellung festzustellen. Man könnte und sollte das freilich im Einzelnen weiter und genauer kommentieren.

„Leben als Aufgabe“ – Prozentwerte in Westdeutschland
1956 – 1996 und in Ostdeutschland 1990 – 1996

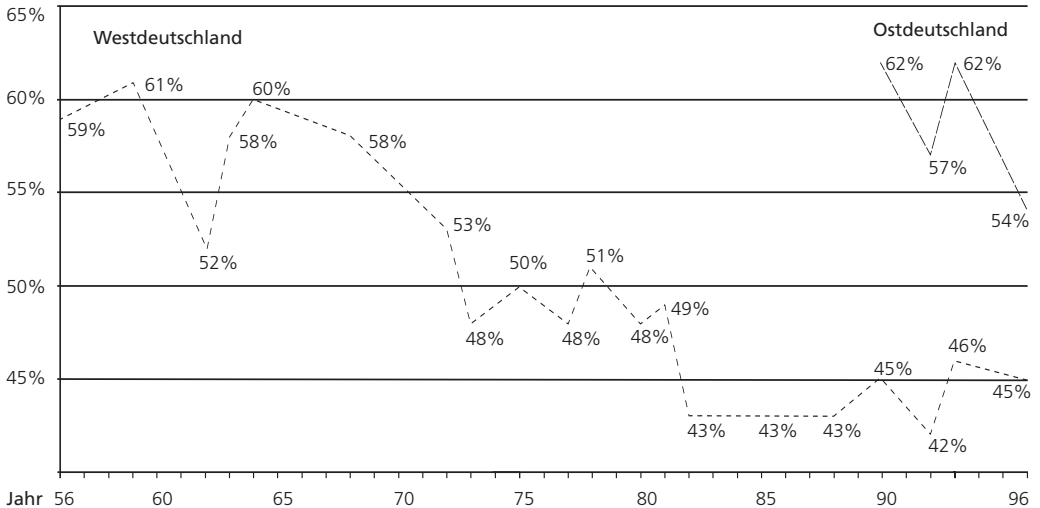


Diagramm 7
Quelle: MEULEMANN 1999

Interessanter für die neuen Bundesländer ist sicherlich der Vergleich mit ostdeutschen Kohorten. Hier war ja der Vergleich der Spanne zwischen 1990 und 1996 möglich. Meulemann schließt hieraus, dass es eine durch die Staatsgewalt geforderte Beibehaltung der Aufgabenorientierung gibt. Ein Einbruch, ein Rückgang des Leistungswerts in seinem Bedeutsamkeitswandel könne hier also nicht so stark vorhanden sein wie in westdeutschen Kohorten. Die ostdeutschen Kohorten verblieben diesbezüglich zwischen 1990 und 1996 auf gleichem Niveau; dieses Niveau ist dem Niveau der westdeutschen Kohorten zwischen 1956 und 1964 vergleichbar. In Westdeutschland gab es einen Wertewandel, der erst „noch auf der ostdeutschen Tagesordnung“ (EBD., S. 125) stehe; der wird also kommen, meint Meulemann. Wenn man also einen Vergleich anstellt, so hat man auch festzustellen, dass der Unterschied in den Prozentsätzen zwischen den unterschiedlichen Kohorten in Westdeutschland größer ist als in Ostdeutschland. Die kleinsten und größten Anzahlen bei den Vertretern des „Lebens als Aufgabe“ liegen im Osten enger beieinander als im Westen, 30% im Gegensatz zu 40% im Westen. Man hat also insgesamt eine stärkere und noch prägende Leistungsorientierung in ostdeutschen Kohorten. Der ostdeutsche Vorsprung soll in *den* Kohorten am größten sein, deren „prägende Periode“ in die – wie er sagt – „beste Zeit der DDR zwischen dem Mauerbau (VERFASSER 1961) und dem Untergang fiel“ (EBD., S. 226)

– also bei den Kohorten K5 bis K9. Und im Vergleich zum Westen liegen diese also noch auf einem höheren Niveau. Meulemann meint, er könne nun die vierte Frage beantworten: Stärkere Unterstützung des Wertes der Leistung in Ostdeutschland sei ein Effekt der DDR-Propaganda für „Leistung“ verstanden als „mehr Arbeit“; die Ostdeutschen seien nicht wirklich stärker leistungsorientiert als die Westdeutschen gewesen, sie waren vielmehr in eine unterschiedliche Auffassung, eine unterschiedliche „Bedeutung“ von Leistung hineingezwungen worden. Die staatliche Propaganda verlangte von den Menschen „mehr Arbeit“, und die Menschen konnten dieses Ansinnen umso leichter akzeptieren, als es nur selten im beruflichen Alltag auf den Prüfstand kam.

„Leben als Aufgabe“ in westdeutschen Kohorten 1990 – 1996

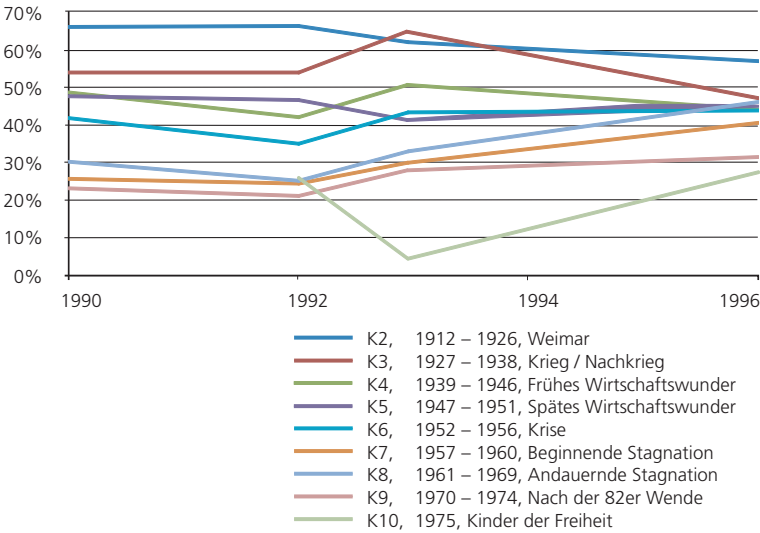


Diagramm 8
Quelle: MEULEMANN 1999

„Leben als Aufgabe“ in ostdeutschen Kohorten 1990 – 1996

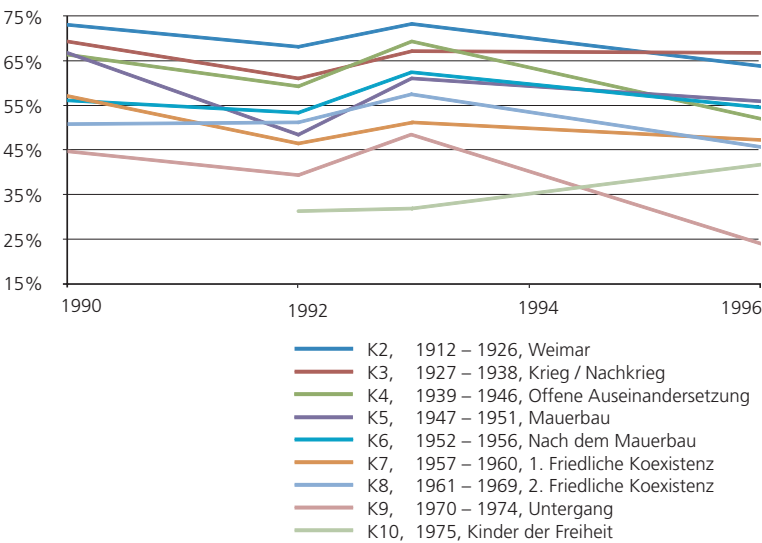


Diagramm 9
Quelle: MEULEMANN 1999

Heiner Meulemann meint feststellen zu können, dass „der Wert der *Leistung*“ in der alten Bundesrepublik nicht nur an Anhängerschaft verloren hat, sondern eben auch einer Art von Bedeutungswandel unterlag: Der „Wert der Leistung“ werde in Ostdeutschland noch stärker unterstützt – noch länger unterstützt – als in Westdeutschland. Er meint das als einen „Bedeutungswandel“ erklären zu können: Der Wert der Leistung habe sich geändert, insbesondere in Westdeutschland. In Ostdeutschland sei ein Bedeutungswandel der Leistungseinstellungen von „Selbstverwirklichung“ zu „Selbstaufopferung“ zu finden, während im Westen eher umgekehrt ein Wandel von Pflichteinstellungen zur „Selbstverwirklichung“, zu „Selbstentfaltungswerten“ (KLAGES) stattfand.

Meine generelle Kritik daran ist – wie schon gesagt –, dass eigentlich kein „*Bedeutungswandel*“ an dem Leistungswert selber festzustellen ist, sondern allenfalls ein *Bedeutsamkeitswandel* bzw. eine Verschiebung der *Wichtigkeit* oder der *Akzente*. Nicht die „semantische“ Bedeutung des Redens von, der Orientierung an Leistung hat sich geändert, sondern deren „Stellenwert“. Leistungsorientierung spielt in dem Gesamtbudget des Lebens eine nicht mehr so zentrale Pflichtrolle wie bisher. Man kann also eher davon reden, dass die *Gewichtung* des Wertes „Leistungsorientierung“ oder „Leistung“ sich geändert hat, aber nicht die begriffliche Bedeutung. Und das wäre jetzt natürlich im Einzelnen philosophisch zu analysieren, da gerät man in die (begriffs-)analytische Sozialphilosophie.

In der Tat wird heute auch häufig und mehr als früher eine bestimmte Leistung als selbstgewählte, selbstgesetzte Aufgabe verstanden; es kann *Leistung* geradezu *als ein Mittel der Selbstverwirklichung* aufgefasst werden – und das nimmt sogar noch zu. Ich habe bereits vor Jahrzehnten von „Eigenleistung“ (VERFASSER 1976, 1983) gesprochen – in dem Sinne, dass jemand Leistungen, die er als „wertbesetzt“ ansieht, freiwillig wählt, persönlich durchführt und bei seiner Orientierung in den Vordergrund stellt: Er oder sie identifiziert sich mit der persönlichen Leistung oder Handlung, engagiert sich für diese. Vielleicht sollte man eher von „*Eigenleistung* und *Eigenhandeln*“ im Gegensatz zur „Pflichtaufgabe“ oder „Pflichtleistung“ (vorwiegend im Beruf) sprechen und etwas genauer differenzieren; denn in der gesamten Leistungsdiskussion der letzten 30 Jahre wurden immer wieder *selbstgewählte* Leistungen – in diesem Sinne der „Eigenleistung“ und „Eigenorientierung“ und des „Eigenhandelns“ – verwechselt und zusammengeworfen mit der *fremdverordneten* „Pflichtleistung“. Diese Differenzierung ist damals leider nirgends hinreichend und ausführlich ausgeführt bzw. auch nur gesehen worden: „*Leistung*“ galt zumal den

Soziologen per se als fremdverordnete Pflicht- oder Zwangsleistung – oder als zwangsneurotisch. Auch Meulemann differenziert nicht zwischen fremdverordneter Leistung und selbstgewählter „Eigenleistung“. Doch das muss man meines Erachtens genau sehen, um die konsequenzreichen Unterschiede deutlicher herausheben zu können. Diese Kritik gilt also auch für die hier diskutierte Untersuchung. (Das macht die Deutungen und schon die Fragestellung und die Ergebnisse etwas fragwürdig.)

Nun glaube ich, dass man das zwar einerseits empirisch nachvollziehen kann – trotz der etwas zu suggestiven und somit leicht irreführenden Allensbacher Fragestellung, die ebenfalls, wie erwähnt, nicht genügend zwischen fremdverordneter Leistungs(erstellung) und Eigenleistung(seinstellung) unterscheidet.

Andererseits muss man meines Erachtens die zum Teil bereits skizzierten kritischen Erwägungen anbringen. Diese möchte ich wenigstens kurz resümieren:

1. Wie schon erwähnt – der wichtige Unterschied von fremdverordneter und selbstmotivierter Leistung wird hier (wie schon in der Allensbacher Fragestellung) nicht beachtet. Es kann auch geradezu Spaß und *Lust* bereiten, etwas zu leisten. Die selbstgewählte, selbst erbrachte wertbesetzte Leistung, die Eigenleistung in meinem Sinne (VERFASSER 1983) ist in gewissem Sinne verträglich mit der „postmaterialistischen“ Einstellung à la Inglehart und mit dem „neuen Hedonismus“ (HORST BAIER 1999, in einem Vortrag an der Universität Karlsruhe), wenn man nicht diesen Wert „Leistung“ – bzw. die Rede davon – auf Pflicht-, Zwangs- und *fremdverordnete* Leistung einschränkt. Diese Differenzierung ist meines Erachtens sehr nötig zur Bewertung der vergangenen und gegenwärtigen Leistungsdebatten.
2. „Pflicht“ und „Selbstaufopferung“, „Selbstverwirklichung“ in der alten Bundesrepublik ist in der Tat nur noch *teilweise* ein besonders wichtiger oder gar der einzig lebenswichtige Gesichtspunkt. Die oben erwähnte Dringlichkeits- oder Mängelhypothese ist nicht genügend berücksichtigt worden – nämlich die Aussage, dass dasjenige, was in einer Situation dringlich ist, auch bei der Bewertung im Vordergrund steht. Die Mangelgesellschaft, wie die Ex-DDR-Gesellschaft ja eine war, hat natürlich schon aus diesem Grunde andere Orientierungsprinzipien wie auch Vorrangordnungen gehabt. Das müsste man natürlich am Beispiel auch der Inglehartschen Thesen noch genauer diskutieren. (Diese Dringlichkeitsthese fehlt übrigens bei Inglehart selber!)

3. Selbstverwirklichungsleistung kann durchaus befriedigend sein: Es gibt nicht nur Leistungsfreude, sondern sogar Leistungs*lust* oder gar Leistung*sucht*; das kennt man natürlich aus dem Sport oder dem Eigenleistungsbereich der aktiven Mitbürger. Die suggestiven Fragestellungen von „Leben als Aufgabe“, sprich zwangsmäßiger „Pflichtaufgabe“ gegenüber „Leben als Genuss“, verwischen diese Art von Differenzierungsmöglichkeit. Deshalb habe ich schon vor anderthalb Jahrzehnten ein Menschenrecht auf sinnvolle Eigentätigkeit, auf „Eigenleistung“ in diesem Sinne gefordert (VERFASSER 1983, S. 183) und gemeint, dass eben zum Menschen die Orientierung an *eigengewählten*, „eigens“ mit Lust und Zustimmung besetzten Tätigkeiten notwendig hinzugehört. Ich sprach damals von dem „eigenleistenden“ Wesen, das der (zumindest der abendländische) Mensch charakteristischerweise ist.⁵
4. Die veränderte Stellung und Wertigkeit der Erwerbsarbeit und der diesbezüglichen Leistung ist nicht so sehr ein Bedeutungswandel, sondern ein Bedeutsamkeitswandel.
5. Man kann auch nicht allgemein von der Ersetzung des Werts von „fremdverordneter“ durch eher „selbstverwirklichungsrelevante“ Leistung, eventuell „selbstmotivierte“ Leistung und deren Teilkomponenten sprechen, sondern der Zusammenhang ist differenzierter – insbesondere auch im Vergleich von Ost und West.

⁵ Das ist nicht als monofaktoriell zu verstehende Kennzeichnung gemeint, sondern der Mensch ist natürlich auch durch *andere* Züge charakterisiert und man kann nur eine pluralistische Anthropologie entwickeln. Der Mensch als Wertewesen, normatives Wesen, das gehört natürlich genauso dazu wie der Mensch als dasjenige Wesen, das auf abstrakte Stufen der Erklärung, also auf Metastufen, aufsteigen kann, das Metastufenwesen usw. (VERFASSER 1995, 1998).

7 Zwischen Selbständigkeit, Berufs- und Leistungsorientierung

Die 13. Shell-Jugend-Studie, deren Untersuchungen 1999 stattfanden und 2000 veröffentlicht wurden, hat 4544 Jugendlichen Fragen hinsichtlich ihrer wichtigsten Werte-Dimensionen und -Orientierungen gestellt. Die hier wiedergegebenen sind die acht Werte-Dimensionen, die einschlägig sind; die entsprechenden Daten wurden nach Clustermethode analysiert. Es ergab sich, dass acht verschiedene Werte-Dimensionen eine große Rolle spiel(t)en.

WERTEDIMENSION 1:

„AUTONOMIE – KREATIVITÄT UND KONFLIKTFÄHIGKEIT“:

Items der Skala AUTONOMIE

- selbständig denken und handeln
- allein auf Ideen kommen
- sich von unangenehmen Dingen nicht so leicht unterkriegen lassen
- die eigene Meinung vertreten, auch wenn die Mehrheit anders denkt
- keine Angst vor Konflikten haben
- den Mut haben, nein zu sagen

WERTEDIMENSION 2:

„MENSCHLICHKEIT – TOLERANZ UND HILFSBEREITSCHAFT“:

Items der Skala MENSCHLICHKEIT

- hilfsbereit gegenüber anderen Menschen sein
- mit anderen teilen, etwas abgeben können
- Menschen, die anders sind, akzeptieren
- jeden Menschen so akzeptieren, wie er ist
- etwas für die Gesellschaft leisten
- andere Kulturen kennenlernen

WERTEDIMENSION 3:

„SELBSTMANAGEMENT – DISZIPLIN UND EINORDNUNGSVERMÖGEN“:

Items der Skala SELBSTMANAGEMENT

- diszipliniert sein
- sich im Griff haben, Selbstbeherrschung zeigen
- sich in eine Ordnung einfügen, sich anpassen können
- bescheiden sein
- gründlich sein in allen Dingen
- regelmäßig feste Summen sparen

WERTEDIMENSION 4:

„ATTRAKTIVITÄT – GUTES AUSSEHEN UND MATERIELLER ERFOLG“:

Items der Skala ATTRAKTIVITÄT

- auch in 20 oder 30 Jahren noch gut aussehen
- sich auch mit 30 oder 40 Jahren noch jugendlich anziehen können
- viel Geld auf der hohen Kante haben
- in seinem Leben einmal viel Geld verdienen
- vor allem Spaß haben und viel erleben
- das eigene Äußere

WERTEDIMENSION 5:

„MODERNITÄT – TEILHABE AN POLITIK UND TECHNISCHEM FORTSCHRITT“:

Items der Skala MODERNITÄT

- sich für Politik interessieren
- politische Zusammenhänge verstehen
- mit Computern umgehen können
- mit Technik umgehen können
- Ämter in wichtigen Organisationen übernehmen
- technisch immer auf dem neuesten Stand sein, gut ausgerüstet sein

WERTEDIMENSION 6:

„AUTHENZITÄT – PERSÖNLICHE DENK- UND HANDLUNGSFREIHEIT“:

Items der Skala AUTHENZITÄT

- so bleiben, wie man ist
- tun und lassen können, was man gerade will
- frei von Verpflichtungen sein
- sich nicht von anderen beeinflussen lassen
- den eigenen Kopf durchsetzen
- immer sagen, was man denkt

WERTEDIMENSION 7:

„FAMILIENORIENTIERUNG – PARTNER, HEIM UND KINDER“:

Items der Skala FAMILIENORIENTIERUNG

- in einer glücklichen Partnerschaft leben
- Kinder haben
- eine eigene Familie aufbauen, in der man sich wohlfühlt
- sich später ein angenehmes Zuhause schaffen
- seinen Kindern einmal ein sicheres Zuhause bieten
- treu sein

WERTEDIMENSION 8:

„BERUFSORIENTIERUNG – GUTE AUSBILDUNG UND INTERESSANTER JOB“:

Items der Skala BERUFSORIENTIERUNG

- eine vernünftige Ausbildung
- umziehen, wenn es der Job erfordert
- ein solider Beruf, mit dem man auf eigenen Beinen steht
- ein Beruf, der einem auch später etwas bedeutet
- einen sicheren Arbeitsplatz finden
- eine interessante Arbeit finden

Quelle: SHELL 2000

Für unsere Zwecke sind natürlich besonders die Werte-Dimensionen „Berufsorientierung“, „Authentizität“, und vor allen Dingen „Attraktivität“ und „materieller Erfolg“, „Selbstmanagement – Disziplin“ usw. wichtig. Ich bin trotz der empirischen Grundlagen etwas skeptisch hinsichtlich der Einteilung bei der Werte-Dimension 4: „Attraktivität und gutes Aussehen“ sowie „materieller Erfolg“ sind meines Erachtens trotz der Cluster-Zusammenballung nicht dieselbe Dimension, sondern zwei verschiedene Dimensionen.

(Methodisch sind also zweifellos noch einige Fragen offen, die wir nicht diskutieren wollen.) Ich will hier nur die Erhebungsergebnisse erwähnen, die sich in Bezug auf die Leistungsorientierung und Leistungsdiskussion herausgestellt haben. Es wurden nun aufgrund dieser Wert-Dimensionen fünf verschiedene Typen der Wertorientierung bei den Jugendlichen festgestellt. (In Klammern findet man im Diagramm die Prozentzahl, wie die Typen sich auf die Bevölkerung der Jugendlichen in diesem repräsentativen Querschnitt von fast 4500 ausgewählten Befragten verteilen.) Da sind einerseits „die Distanzierten“, die sich sozusagen auf sich selbst zurückziehen; offenbar gibt es in Großstädten davon sehr viele. Es folgen die vorwiegend „Freizeitorientierten“, auch sehr stark vertreten in Großstädten. Dann, für uns besonders interessant, die „Vielseitigen“, das sind jene, die in allen diesen Wert-Dimensionen besonders hohe Werte und Attraktivität finden und überall die Sozialaktiven, die persönlich Aktiven sind. Ferner „die Modernen“, die stets „in“ und eben „up-to-date“, „modern“ sein wollen, immerhin 22 Prozent. Und schließlich „die Traditionellen“, 20 Prozent.

1.	Die „Distanzierten“	(Stichprobenanteil: 17%)
2.	Die „Freizeitorientierten“	(Stichprobenanteil: 16%)
3.	Die „Vielseitigen“	(Stichprobenanteil: 25%, davon leistungsorientiert: 63%)
4.	Die „Modernen“	(Stichprobenanteil: 22%)
5.	Die „Traditionellen“	(Stichprobenanteil: 20%, davon leistungsorientiert: 68%)

Diagramm 10
Quelle: SHELL 2000

Auch in dieser Befragung stellte man wieder die „Allensbach“-Fragen nach „Leben als Aufgabe“ und „Leben als Genießen“ bzw. nach „Leistungsorientierung“ versus „Genussorientierung“.

Nun stellte sich heraus (SHELL 2000, Band 1, S. 183), dass *im Wesentlichen die „Traditionellen“ und die „Vielseitigen“ am meisten leistungsorientiert sind*, je nach ihrem eigenen Verständnis natürlich; die „Vielseitigen“ zu 63 Prozent und die „Traditionellen“ sogar zu 68 Prozent. Hier haben wir doch eine ganz andere Sicht als in den bis dato vorherrschenden eher pessimistischen Analysen der Erhebungen vom Institut für Demoskopie in Allensbach. In der Totalen, also bei der Gesamterhebung, waren 52

Prozent leistungsorientiert, die sich selber so genannt haben. Die „Vielseitigen“ und die „Traditionellen“ unter den jüngeren Menschen liegen also weit darüber. Übrigens waren interessanterweise auch einige ausländische Jugendliche zwischen 22 und 24 Jahren mit 63 Prozent höher leistungsbestrebt als ihre Alterskollegen bei den Deutschen, die generell nur zu 56 Prozent Leistungsorientierung angaben. Mit anderen Worten, wir haben hier äußerst interessante neueste Wertestudien, die in dieser 13. Shell-Jugendstudie erstmals veröffentlicht wurden und gegenüber den herkömmlichen vergleichbaren Antworten geradezu als eine Trendwende gedeutet werden können. Vorrangig ging es bei der Erhebung natürlich um die „Modernität“, die „Lustorientierung“, „Freizeitorientierung“ und die genannte Typendifferenzierung. Aber immerhin haben wir doch so etwas wie ein deutliches Ergebnis oder einen Trend, dass Leistung offenbar wieder eine gewisse Rolle spielt – wenigstens in bestimmten typischen Untergruppen (der „Vielseitigen“ und der „Traditionsbewussten“). Interessanterweise ergab sich in Ostdeutschland zum Teil bei weiblichen Befragten eine höhere Leistungsorientierung als bei den Männern. Generell zeigt sich, dass entsprechend der Allensbach-Fragestellung („Leben als Aufgabe“, „Leben als Genießen“) hier eine gewisse Vergleichbarkeit möglich ist. (Die Fragen sind nahezu identisch.) Insofern kann man sagen, und das schließen die Autoren der 13. Shell-Jugendstudie auch, dass wir einen „soliden Anstieg in der Leistungsorientierung seit 1992“ feststellen können: „Die älteren Jugendlichen bekunden öfter Leistungsorientierung als die jüngeren, die weiblichen öfter als die männlichen (! VERFASSER), die deutschen öfter als die ausländischen“ (SHELL 2000, S. 183). Allerdings gibt es hier die erwähnte Ausnahme der 22- bis 24-jährigen nicht-deutschen männlichen Jugendlichen, die nach dieser Erhebung erklären, „dass sie eher leistungs- denn genussorientiert“ sind. Soweit also diese interessanten neuesten Ergebnisse, die erfreulicherweise die bisherigen recht leistungsdefätistischen Trends wenigstens in bestimmten „typischen“ Untergruppen (zumal den „Vielseitigen“ und „Traditionellen“) konterkarieren.

Generell muss man in der Tat sagen: Aufgrund der strukturellen technologischen Entwicklungen wie Automatisierung, Robotermechanisierung, Subsystemrationalisierung, Computerisierung – gerade auch in personalintensiven Dienstleistungsbereichen – ergaben sich nicht nur Differenzierungen und Wandlungen der Arbeitsprozesse und der Qualifikationen sowie der Bildungserfordernisse, sondern es wurde auch eine Mentalitäts- und Einstellungsveränderung eingeleitet, die in der Tat den Sozialphilosophen neue Aufgaben und Orientierungsmarken bieten sollte.

Die Sozialphilosophie sollte sich tatsächlich vermehrt gerade auch in der sozialen Wohlfahrtsgesellschaft um diese Probleme kümmern. Vielfach wird dies neuerdings in den sogenannten „Zukunftskommissionen“ der Bundesländer berücksichtigt, wobei mehr oder minder ungeschickt dann zum Beispiel die freiwillige Eigentätigkeit als bloß „ehrenamtlich“ oder als „Bürgerarbeit“ (bezahlte oder unbezahlte, Bayern versus Baden-Württemberg) eingeordnet wird. Das ist terminologisch bislang alles noch nicht so sehr gelungen dargestellt. Ich glaube eher, dass es darauf ankommt, dass man *Eigenengagement* und die persönliche freie Tätigkeit (Eigenaktivität, Eigenarbeit, Eigenhandeln) spezifischer benennen sollte als durch den mehrdeutigen und falsche Assoziationen weckenden Begriff „Bürgerarbeit“. Vielleicht wäre „bürgerschaftliche Eigenaktivität“ eine treffendere Formulierung. Ich selber war bis vor kurzem Mitglied der Zukunftskommission Gesellschaft 2000 des Landes Baden-Württemberg (Vgl. STAATSMINISTERIUM 1999, 2000, darin vom VERFASSEN S. 40 - 48). Jedenfalls ist klar, dass die Einstellung, nur *bezahlte* Erwerbsarbeit schaffe Lebenssinn, sich ändern muss, dass auch andere Tätigkeitsformen – und gerade sie! – Lebenssinn schaffen und stiften. Diese letzteren Aktivitäten sollte man insbesondere auch gesellschaftlich kultivieren, fördern und anregen, zum Beispiel durch Leistungsanreize, Arbeitsanreize, Angebotsmöglichkeiten usw. anreichern. Es gibt nicht nur ein „Recht auf Arbeit“ (im Sinne der Erwerbsarbeit), wie es ja in den Erklärungen der Menschenrechte vorhanden ist, sondern auch ein *Menschenrecht auf schöpferische Handlungen*, auf selbstbewertungsrelevante *Eigenleistung und Eigentätigkeit* (wie ja auch ein – nicht individuell einklagbares – Menschenrecht auf Teilnahme und Teilhabe an der Kultur verbrieft ist). Ein Stanford-Professor hat das sogar auf die Universitäten bezogen und nicht nur ironisch gemeint, die Studienprogramme der Universitäten sollten in dieser Richtung einerseits entrümpelt werden und andererseits Flexibilitäten, Kreativitätsmöglichkeiten und Eigentätigkeits- und Profilierungsmöglichkeiten eröffnen. Er meinte nämlich, man solle weniger studieren, mehr denken: „Study less, think more!“ Insofern kann man das kreative Eigenengagement und Eigenleisten in diesem Zusammenhang als eine Grundbedingung der Demokratie ansehen. Freies Eigenhandeln und die Eigenleistung sind wie die Diskussions- und Teamfähigkeit in gewissem Sinne geradezu eine Grundschule der Demokratie. Nicht nur größtmögliche (aber mit den Rechten Anderer verträgliche) individuelle Freiheit, sondern gerade individuelles wie bürgerschaftliches Eigenengagement und freiwillige Eigenleistung sind demokratische Grundwerte – und sogar eine Art von Menschenrecht.

8 „Abschied“ von der totalen (Erwerbs-) Leistungsgesellschaft

Mit der weiteren Tendenz einer stark wachsenden Verknappung von Arbeitsplätzen und Arbeit in einer Überfluss-Industriegesellschaft, mit der Notwendigkeit, die traditionelle westliche Ethik der Arbeit zu verändern – etwa das Kernwort „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ (2. Thessaloniker, 3:10)⁶ – mit solch drastischen Änderungen traditioneller Einstellungen wie skizziert werden zum Beispiel die ehrenamtliche soziale Arbeit und schöpferische Handlungen jeder Art einen neuen Stellenwert bekommen. Der Wert eines Menschen in der Gesellschaft sollte zukünftig nicht nur daran gemessen werden, wie viel Geld er verdient. Es gibt andere bemerkenswerte Leistungen, die nicht bezahlt oder monetär bewertet werden. Dies gilt auch für Freizeittätigkeiten und für – selbst lebenslange – Ausbildungstätigkeiten.

Besonders wichtig für die künftige Erwerbsgesellschaft, in der Arbeitsplätze immer knapp bleiben werden – schon aufgrund struktureller technologischer Entwicklungsgründe (Automatisierung, Robotermechanisierung, Systemrationalisierung und -computerisierung etwa gerade auch im personalintensiven Dienstleistungsbereich) – erscheint es, eine Idee der sozial umfassenden, das heißt möglichst alle Arbeitswilligen berücksichtigenden, gerechten Teilung und Verteilung der Arbeit als verbindliche Leitlinie im Auge zu behalten. Der Abbau von Überstunden, die Arbeitszeitverkürzung als individuelles oder gruppenorientiertes Angebot, vor allem eine intensive Förderung von Teilzeitarbeit und Arbeitsplatzteilung (job sharing) werden viel stärker als bislang in den Vordergrund treten (müssen). Freiwilligkeit im Sinne von so genannten Cafeteria-Angeboten (gestaffelt nach Wünschen und Interessen der Betroffenen) sind einer freiheitlichen Gesellschaft angemessen.

In der Tat scheint es nicht genug zu sein, wie Adam Schaff bloß eine lebenslange Erziehung zu empfehlen. In sozialphilosophischer Sicht gilt es, die traditionelle brutale Alternative zwischen den zwei erwähnten Optionen, entweder zu arbeiten oder zu verhungern, abzuschaffen. Dies ist zumal wahr für jene Arbeitslosen, die nicht aufgrund eigenen Verschuldens von der Arbeitslosigkeit betroffen sind. In einer industriellen Wohlstandsgesellschaft können und sollten wir eine garantierte Grundversorgung, wie es von mir bereits am 11.8.1970 im ZDF gefordert worden war, also ein

⁶ Siehe hierzu neuerdings auch in WERNER 2007, S. 60f.

bedingungsloses Grundeinkommen jedem gewähren, ganz gleich, ob er arbeitet oder nicht, wie Götz Werner es heute vorschlägt.

Dieses Minimum braucht sich nicht einmal an dem physiologischen Existenzminimum auszurichten, sondern sollte je nach „Gesamtproduktivität und Leistung“ der Wirtschaft einer Gesellschaft beträchtlich darüber liegen. Eine soziale Strategie der Sockelbefriedigung (*satisficing*) scheint weise und durchführbar zugleich zu sein, wenigstens in hochproduktiven Gesellschaften.

Dies alles bedeutet nicht, dass das sogenannte gesellschaftliche Leistungsprinzip völlig außer Kraft gesetzt werden sollte. Über den garantierten Sockelbetrag des Unterhalts hinaus könnte Leistung immer noch eine sozial differenzierende und relativ „gerechte“ Maßnahme und Institution zur Verteilung von Zusatzeinkommen und anderen sozialen Gratifikationen sein. Jedoch existentiell – in Bezug auf das Grundniveau des Lebensunterhalts – sollte eine Wohlfahrtsgesellschaft tendenziell zunehmend auf die traditionelle individualistische wechselseitige Koppelung von geleisteter Arbeit und Überleben verzichten. In der Tat hat die Idee der sozialen Wohlfahrtsgesellschaft dies zum Ziel. Und angesichts der wachsenden Probleme der Arbeitslosigkeit und der Explosion der automatisierten Produktivität wird eine industrielle Wohlstandsgesellschaft in Zukunft mehr und mehr gezwungen sein, diese wechselseitige Verkoppelung aufzugeben.

Ein solcher Wandel wird auch neue Möglichkeiten dafür bieten, ehrenamtliche und freiwillige Arbeit oder Tätigkeit, zum Beispiel Sozialarbeit ohne Lohn, anders zu bewerten, sozial höher einzuschätzen. Wie gesagt, Menschen brauchen und sollten in Zukunft ihren sozialen Wert und den anderer Personen nicht ausschließlich in Kategorien des Arbeits- und Geldeinkommens abschätzen. Es gibt in der Tat andere produktive, sozial wertvolle und kreative Tätigkeiten, die nicht der üblichen Geldebewertung als Maßstab für das Sozialprestige unterliegen. Zukünftige soziale Bewertungen haben dies vermehrt zu beachten. In der postindustriellen Explosion der Produktion in der Überflussgesellschaft werden wir in diese Richtung gehen müssen. Im Zeitalter der Superindustrialisierung und „technotronics“ werden die Bereiche der freien und sozialen Tätigkeiten – nicht nur, aber auch für Ausbildungs-, Erholungs- und kreative Zwecke – mehr an Bedeutung gewinnen. Jede künftige soziale Einschätzung von Leistung, Arbeit und besonders freiwilliger Tätigkeit hat dies verstärkt zu berücksichtigen. Nicht nur Arbeit und Aktivitäten für Geld sowie Einkommen für Berufsarbeit sind sinnvoll, schaffen und vermitteln Sinn. Es gibt viele andere sozial sinnvolle und sinnstiftende Tätigkeiten. Gerade die Mikroelektronik könnte

sich als fruchtbar und hilfreich erweisen, uns von der Diktatur des Arbeitszwanges und dessen zu befreien, was besonders die neomarxistischen Gesellschaftskritiker „Entfremdung“ der Arbeit genannt haben. Falls wir die erwähnte wechselseitige Koppelung von Arbeit und Lebensunterhalt aufgeben können – und die mikroelektronische Revolution könnte uns zusammen mit anderen Trends der heraufkommenden automatisierten Über- oder Postindustrialisierung mit dahin führen –, wird der Bereich für freie persönliche Tätigkeit und für soziales Engagement viel größer werden. Das gilt nicht nur, aber wesentlich auch für erzieherische und schöpferische sowie erholsame Tätigkeiten. Alle diese Tätigkeiten müssen im Maße ihrer Kreativität dann auch mehr gesellschaftliche Geltung erlangen! Zweifellos ist im derzeitigen Entwicklungsstand der Verlust der Arbeit noch zu oft mit einem Verlust an erlebtem Lebenssinn verbunden. Die Einstellung, nur bezahlte Arbeit schaffe Lebenssinn, muss sich ändern. In der Tat entsteht und vermittelt sich Lebenssinn auch durch andere Formen sozial anerkannter Tätigkeiten, durch freiwillige Arbeiten, besonders durch soziale Aktivitäten. Aber sie müssen anerkannt werden. Wir werden den zwangsmäßigen Zuschreibungscharakter der abendländischen Arbeitsethik ändern, vielleicht sogar aufgeben müssen. Wir werden weiterhin und sollten aktiv Handelnde bleiben. Manche werden sich – auch in Zukunft – so weit mit ihrer Tätigkeit identifizieren, dass sie geradezu zu Arbeitssüchtigen werden mögen. All das mag sein und bleiben, aber das übergreifende Gesamtmuster der sozialen Entlohnung und Prestigeordnung muss entdramatisiert werden. Was die äußere Versorgung angeht, geht der soziale Wohlfahrtsstaat ja auch in diese Richtung, vielleicht sogar schon ein wenig zu weit, zu entschieden in Richtung Sozialstaat als Bevormundungsstaat. Leistungsanreize, Eigenaktivitäten, Eigenverantwortlichkeit mit Freiwilligen und Flexibilität der Angebote und Arbeitsformen sowie der Engagementbreite zu verbinden, wird eine nötige, schwierige künftige Herausforderung für eine freie und sozial gerechte Gesellschaft sein.

Was die Anerkennung nicht bezahlter Eigentätigkeiten angeht, stehen wir noch weit zurück. Freiwillige und frei gewählte Tätigkeiten, die um ihrer selbst und um ihres Eigenwertes willen oder für soziale Zwecke, selbst für Erholungszwecke gewählt werden, sollten an sich einen neuen sozialen Status und Wert gewinnen. Eigene persönliche engagierte Aktivität, Eigenhandlung und Eigenleistung müssten unabhängig von möglicher Bezahlung einen besseren Ruf und besondere Anerkennung erlangen. Der vollständige Gegensatz zwischen den Bereichen bezahlter Arbeit und Freizeit wird und sollte statusmäßig überbrückt, gemildert, in manchen Berei-

chen vielleicht ganz geschlossen werden. Eine neue positive Kultur der frei gewählten persönlich engagierenden, nicht entfremdenden Tätigkeit, der Eigenleistung und Selbsttätigkeit muss entwickelt, gesellschaftlich lanciert und mit mehr Nachdruck und Eindruckskraft versehen werden. Selbst ein Menschenrecht auf Eigenleistung und auf eigene persönliche kreative und rekreative Tätigkeit könnte begründet werden – durchaus in Verbindung und in Weiterführung oder Übereinstimmung mit einigen der UN-Erklärungen der Menschenrechte von 1948 und 1966. Das vieldiskutierte „Recht auf Arbeit“ kann vielleicht auch in diesem weiteren Sinne fortgeführt und weiterentwickelt werden – also als menschliches Recht auf persönliche Entwicklung, Erziehung, kulturelle Aktivität (die in der Tat nicht nur passive Aufnahme von kulturellen Produkten bedeutet) (vgl. VERFASSEN 1983).

Diese Tendenzen würden Konkurrenz, das heißt Konkurrenz um persönliche Extra-Gratifikation und um das Vorwärtskommen, tendenziell weniger ernsthaft machen, ohne völlig die Idee einer gemilderten Konkurrenz als Fortschritts- und Entwicklungsvehikel aufzugeben, obwohl diese nur zusätzlich zu den grundlegenden „Befriedigungs-“ („satisficing“-) Garantien käme, wie der Nobelpreisträger Herbert A. Simon die Garantie der Grundbedürfnisse und eine Sockelabsicherung genannt hat. Konkurrenz würde – nicht länger todernst – zum Symbol, sozusagen zu einer Art von Sport und Mittel der Selbstvervollkommnung.

Freizeit-Tätigkeiten würden sicherlich eine entscheidende Rolle im umfassenden Muster dieser zukünftigen Freizeit-Gesellschaft spielen, um grundsätzliche Befriedigungs- und „Satisficing“-Möglichkeiten für persönliche Handlungen und für persönliches Engagement anzubieten. Tatsächlich brachte eine neuere Untersuchung der deutschen Jugend folgendes Ergebnis: Noch nie führten so viele junge Leute Tagebuch, spielten so viele ein Instrument, nahmen so viele aktiv an sportlichen Ereignissen teil oder widmeten sich so viele künstlerischen Tätigkeiten.

Dasselbe gilt generell für jede Form kreativer Eigenleistung. Man kann nur durch persönliche Eigentätigkeit und -leistung aktiv leben, sich selbst formen, entwickeln, kennen. Man ist versucht, den grundlegenden Cartesianischen Slogan der modernen Philosophie „*Cogito, ergo sum*“ zu „*Ago, ergo sum*“ zu erweitern: „Ich handle, also bin ich“. Nur durch Eigenhandlung und -leistung und nur insoweit, wie ich persönlich handle und leiste, bin ich eine individuelle Persönlichkeit. Denken ist nur eine Variante davon. Isoliertes, isolierendes Denken allein reicht nicht aus. Man denke an den sinnierenden Gorilla auf dem Plakat, der angeblich äußert: „Ich denke, also bin ich – verwirrt.“

Das hauptsächliche Ziel eines jeden Erziehungsprogramms sollte die Ausbildung dieser Fähigkeit zur aktiven persönlichen Mitwirkung, zur persönlichen Eigenleistung und zum individuellen als auch originellen Denken sein. Selbsterzeugte, intern produktive, kreative und rekreative Handlungen, mit denen sich der Lernende wirklich identifiziert, sollten das Hauptziel der Ausbildung sein. Primäre Eigenmotivation muss höher bewertet werden als sekundäre Fremdmotivation. Nur eine Handlung, die auf persönlicher Mitwirkung und Eigenleistung beruht, kann wirklich schöpferisch und produktiv sein. Heutige übliche Erziehungsprogramme, -praxis und -institutionen berücksichtigen den Hauptunterschied zwischen Eigen- und Fremdmotivation, zwischen schöpferischer „Eigen“-Handlung und der Erfüllung von Routinestandards, zwischen echter Erziehung und Drill oder manipulativer Einflussnahme, zwischen aktiver Produktivität und Imitation noch nicht ausreichend. Drill und Dressur können, dürfen aber nicht – sollten zumindest nicht – die Richtlinien einer idealen Erziehung sein. Sie wären nur eine ziemlich perverse Fortführung der technokratischen Tendenzen einer verwalteten, von Daten und Codes bestimmten Welt formeller Institutionen und Organisationen. Die Förderung von Eigentätigkeit und Eigenleistung ist im Gegenteil eine Art Anti-Dressur, ein anti-technokratisches, anti-formelles und anti-diktatorisches Programm. Demokratie basiert tatsächlich auf teilnehmender Handlung und persönlicher Eigenleistung. Und Eigenhandeln, Eigenleisten ist eine Schule der Demokratie.

8.1 Eigenleistung als zentrales Konzept und Leitwert; Menschenrecht auf Eigenleistung

Im Folgenden möchte ich eine neue anthropologische Sichtweise des Menschen als des aktiven und leistenden Wesen hervorheben, die ich in meinem Buch „Eigenleistung“ (VERFASSER 1983) entwickelt habe. Meine Ausführungen sind besonders für die Orientierung junger Menschen von Bedeutung.

Dem Menschen als aktives Wesen ist die Kultivierung schöpferischer Tätigkeiten zur Entwicklung seiner Persönlichkeit unentbehrlich. Diese Kultivierung kann nur durch aktive Handlungen – in äußerlich sichtbarer Form – erreicht werden, sei es in der schöpferischen Erzeugung von etwas oder durch Handlungen mit einem Anspruch auf Verbesserung oder Vollkommenheit. Schöpferisches Handeln in einer verwalteten Welt über-

handnehmender Institutionen sollte auch Erholungstätigkeiten umfassen. Hauptsächlich, aber nicht nur, müssen die Erziehung und die Ausbildung – Weiterbildung und berufliche Fortbildungsseminare eingeschlossen – diese kreativen Fähigkeiten nutzen, um die Eigenmotivation und aktive Mitwirkung zu entwickeln, wenn nicht gar erst zu lancieren oder hervorzurufen.

Interessanterweise haben die Motivationen im Sport viel mit denen in den Künsten und mit allen schöpferischen Tätigkeiten gemeinsam. Schöpferisches Leistungshandeln bietet Möglichkeiten, Vortrefflichkeit zu zeigen – selbst relative, das heißt persönliche Vortrefflichkeit, den individuellen Talent- und Geschicklichkeitsstandards entsprechend – und persönliches Eigenengagement. Dies ist zutreffend und wird zunehmend wichtig in einer ziemlich konformistischen Gesellschaft, die trotzdem den Individualismus und individualistische Werte betont. Dies gilt auch für symbolische Leistungen, die für den Lebensunterhalt nicht notwendig sind. Daher kann der Künstler – wie der Wissenschaftler, der Athlet usw. – als Verkörperung oder symbolische Instantiierung einer modernen Art von Vorbildfigur oder sogar „Mythos“ der soziokulturell und historisch imprägnierten Leistungsbeurteilung verstanden werden.

Der Mensch lebt tatsächlich nicht nur vom Brot allein, doch er braucht bedeutungsvolle Aufgaben und sinnvolle Ziele. Jeder Bereich schöpferischer Handlung kann möglicherweise eine solche Bedeutung haben und solche Ziele bieten. Das trifft besonders auf die Künste – die darstellenden Künste eingeschlossen – und zum Beispiel auch den Sport als exemplarische Bereiche aktiver Eigenleistung für junge Menschen zu. Alle eigenständigen Fertigkeiten passen hier ebenso wie kreative Freizeittätigkeiten.

Ich möchte nun zu einigen Folgerungen der schöpferischen Leistungsorientierung für die Ausbildung kommen. Die einzelnen Aussagen sind eher programmatisch und vorläufig. Die in Kürze folgenden 20 Thesen geben natürlich einen Ausblick über die traditionellen Ausbildungsprogramme hinaus – zumindest so, wie sie heute in Europa verstanden werden.

Das Plädoyer für die erweiterte Anwendung eines Prinzips der echten persönlichen Eigenleistung sollte nicht als Versuch missverstanden werden, ein striktes Leistungsprinzip auf alle Bereiche und für alle Menschen anzuwenden, denn das könnte möglicherweise zu einer extremen Leistungsdictatur im Sinne von Youngs Meritokratie führen. Man sollte Ideen und Lektorientierungen nicht bis zu einem utopischen Extrem übertreiben und überfordern. Leistungsorientierung und Leistungsprinzip als *einzig* gesellschaftliche Lektorientierungen anzusehen, das wäre genauso ungerecht und unfair wie ein extremer Individualismus in einer freien Gesellschaft. Extreme müssen

durch Weisheit und Vernunft, durch Ausgewogenheit und ein mittleres Maß abgemildert werden. Man kann und sollte möglichst keinen strikten Leistungsmaßstab auf Kranke, Schwache oder Alte anwenden. Dies würde zu einem hohen Maß an Ungerechtigkeit und Unfairness führen. Außerdem widerspräche ein aufgezwungenes Leistungsprinzip für jeden und für alle Bereiche der zuvor erwähnten Idee von freiwilliger Eigenleistungsorientierung, mit der sich die Menschen aus freien Stücken identifizieren sollten. Eigenleistung kann im Rahmen der Ausbildung nicht absolut gelten oder aufgezwungen sein, auch wenn einige Normen erfüllt werden müssen. Man kann persönliche Eigenleistung im erwähnten Sinn nicht nur durch Anweisungen und Befehle erzeugen. Die Art freier Eigenleistung, die ich meine, ist mit einer allumfassenden Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit unvereinbar. Einerseits wären eine strenge und totale Ordnung ebenso wie eine absolute Halsstarrigkeit kontraproduktiv, wenn wirklich Spitzenleistungen auf dem Spiel stehen; andererseits kann Eigenleistung frei und mit einem hohen Grad von Enthusiasmus und Identifikation erbracht werden, wenn sie in einem nicht-zwingenden und nicht-engstirnigen Ausbildungs-Rahmen gefördert wird. (Ich denke, das trifft auch auf fortdauernde Ausbildung zu.) Persönliche Leistung kann selbst innere Freiheit bringen, jemanden befreien; und sie darf nicht (oder sollte wenigstens nicht) aufgezwungen werden, wenn sie menschlich und menschenfreundlich bleiben sollte. Eine gänzlich, strikt und umfassend aufgezwungene Leistungsgesellschaft wäre unmenschlich.

Ein humanes Prinzip von richtiger persönlicher Eigenleistung kann jedoch, wenn es in moderater und humaner Form entwickelt und gefördert wird, eine sehr wichtige erzieherische Bedeutung haben, besonders in einer passiven Konsum-Gesellschaft, die auf vorgefertigte Produkte, auf Verwaltungen und Institutionen baut, die dazu neigen, sich über jede individuelle Aktivität hinwegzusetzen, in einer Welt, in der Filme und Fernsehen die Oberhand gewinnen, die eine passivistische Haltung stark unterstützen bis hin zu einer Gesamtorientierung, alles zu leicht zu nehmen.

Das Prinzip Eigenhandeln ist besonders zu betonen gegenüber der Tendenz zur Konsumentenmentalität. Es besteht aber tatsächlich die Gefahr der Verführung von Menschen in einer industriellen Wohlfahrtsgesellschaft zum Passivismus und Hedonismus, zum stellvertretenden Leben innerhalb von Schablonen und allgegenwärtigen Formen eines vorgefertigten bequemen Lebens in Luxus und Faulheit. Doch das utopische Land von Milch und Honig verspricht kein menschliches und menschenfreundliches Paradies – ein Problem, das in einer zunehmenden Freizeitgesellschaft offensichtlich

wird. Sozialphilosophie, philosophische Anthropologie und anthropologische Kulturphilosophie verbinden sich hier genauso wie Kreativität, Handlung und Erziehung zu – alten und neuen – Wertorientierungen verbunden mit einer Veränderung sozialer Einstellungen gegenüber Erwerbsarbeit, Leistung, spielerischen Haltungen und Einstellungen. Auch Kreativität wird neue Bedeutung erlangen.

Das einzig denkbare Heilmittel gegen diese „Krankheiten“ besteht darin, persönliche Tätigkeiten im Sport, die aktive Beteiligung in den Künsten und die kommunikativen und kooperativen Handlungen in allen schöpferischen Bereichen, die das tätige Leben mit anderen fördern, zu unterstützen. Übrigens sind die jungen Menschen und zunehmend auch die rüstigen Senioren gar nicht so passiv – wie die Trends zur aktiven Freizeitgestaltung und gar zu ausgefallenen Erlebnissen und Aktivitäten zeigen.

8.2 Zusammenfassende Thesen: Vorschläge und Thesen, die den Status, die Rolle und den Wert von Eigenleistungen und persönlichen Handlungen betreffen

Ich möchte nun in den angekündigten 20 vorläufigen Thesen zusammenfassen und erweitern, was ich in den letzten Abschnitten ausführte (vgl. auch VERFASSER 1983, 1999).

1. Persönliche Eigenleistung ist wichtig für das menschliche Leben. Nur der Mensch hat die Fähigkeit zum Eigenhandeln. Er ist das Wesen, das zielgerichtet unter Beachtung der Zwecke handeln kann. Der Mensch ist relativ frei und kann sich als Person durch seine freie Handlung in recht weiten Grenzen frei entwickeln. Handlung und Leistung sind insoweit Zeichen der Individualität, unentbehrlicher Teil persönlichen Lebens, sozusagen ein charakteristischer identifizierender Kern persönlichen Lebens. Der Mensch ist nicht nur das tätige, sondern auch das leistende Wesen, das die Fähigkeit zur Eigenleistung besitzt. Es gibt einen Grundsatz – sogar ein Recht – auf Eigenhandlung und Eigenleistung, dass er in produktiven persönlichen kreativen Handlungen eine entscheidende Vorbedingung der Selbstdarstellung, Selbstrealisation und Selbstverwirklichung sieht.
2. Es gibt ein kreatives Leistungsprinzip. Eigenleistung ist für die Selbstbewertung entscheidend. Sie bringt Sinn und echte innere Befriedigung. Sie

vermittelt Selbstbestätigung und könnte vielleicht auch „Leistungsfreude“ genannt werden. (Dies trifft besonders auf soziale Eigenleistungen zu.) Eine tiefe Befriedigung liegt in kreativer und rekreativer Leistung und in ebensolchen Handlungen. Alle Bereiche schöpferischer Leistung sind Felder echter Eigenleistung. Das Prinzip Eigenleistung und das Recht auf Eigenleistung sind eine Wurzel des kreativen Menschen. Dieses Prinzip wird zunehmend akuter, gewinnt dramatische Bedeutung in einer Welt, die dazu neigt, zunehmend durch die Übermacht von Institutionen und Medien organisiert und institutionalisiert zu werden, in der das individuelle Eigenhandeln an den Rand gedrängt zu werden droht. Als einen Versuch, die Situation zu verbessern, müssen wir jede sinnvolle freiwillige Handlung und jede personenbezogene schöpferische Leistung fördern und unterstützen, sei es in den Bereichen der Wissenschaft, der Künste, der Musik, des Sports, des Do-it-yourself usw. Jede schöpferische Freizeittätigkeit sollte einen höheren Status erhalten – umso mehr, als wir ohnehin die westliche monetärlastige Arbeitsethik zukünftig drastisch verändern müssen, wenigstens in hochindustrialisierten Überfluggesellschaften.

3. Das so genannte formale (oder selbst das ökonomische) Leistungsprinzip ist natürlich weder veraltet, noch sinn-, noch fruchtlos, wie manche Sozialkritiker dachten. In der genannten Form des kreativen Leistungsprinzips hat es eine wichtige erzieherische Funktion, wenn es sich auf Leistungen bezieht, mit denen sich jemand identifiziert. Dieses Prinzip sollte jedoch nicht lediglich ökonomisch verstanden werden. Dies wäre ein ökonomistisches Missverständnis des Leistungsprinzips. Obwohl wirtschaftlicher Erfolg ein Indikator für Leistung sein kann, ist er kein zuverlässiger oder gerechter Indikator der Leistung. Nicht-monetär bewertete Leistungen müssen einen besseren Status und eine bessere Bewertung bekommen – zum Beispiel besonders die Anerkennung ehrenamtlicher Arbeit.
4. Es ist unerlässlich, zwischen selbstmotiviertem und fremdmotiviertem Leistungshandeln zu unterscheiden. Nur ersteres ist wirklich frei gewähltes Leistungshandeln im erwähnten Sinn. Nur selbstmotiviertes Handeln ist kreativ, produktiv oder rekreativ. Die Diskussion der letzten Jahrzehnte über das Leistungsprinzip hat nicht genug zwischen erzwungener und eigenständiger Leistung unterschieden; dadurch wurde die ganze Diskussion verzerrt und einseitig.
5. Die Möglichkeiten und Chancen des echten persönlichen Handelns und eigen erbrachter Leistung sind in allen gesellschaftlichen Bereichen zu

unterstützen und zu fördern. Dies hat weit reichende Konsequenzen für jede Art von Erziehung – besonders für die Erziehung zum Leistungsverhalten.

6. Formen kreativer Leistung und aktiver Beteiligung, die Jugendlichen leicht fallen, sollten entwickelt und als erzieherische und gesellschaftliche Aktivitäten und Motivationsfaktoren von großer Bedeutung anerkannt werden. Dies gilt für alle Formen schöpferischen Handelns.
7. Jugendliche müssen zunehmend kreative Eigenleistungsarten und Leistungsverhalten lernen. Die Vielfalt „natürlicher“ Erfahrungen und Aktionsformen kann und sollte ihren Ausdruck in Freizeitprogrammen für Kinder und Jugendliche finden, in Ferienlagern, bei Natursportarten, in Bastel-, Bau- und Malgruppen, bei Forschungsgruppen in Technik und Wissenschaft, bei der Mitarbeit in Musikgruppen, bei den Pfadfindern und anderen Jugendgruppen, in kleinen Forschungsprojekten, Laborversuchen, in Sozialhilfegruppen, beim Sporttraining usw.
8. Diese Möglichkeiten aktiven Eigenhandelns und aktiver Eigenleistung sollten besonders an den europäischen Schulen mehr als bisher unterstützt und gefördert werden. Dies gilt ebenfalls für die offizielle Anerkennung bestimmter Leistungen außerhalb der Schule. Die Schulen müssen das übertriebene Festhalten an der offiziellen Routine, der organisierten Gleichmacherei, der formalen Anpassung und Standardisierung, der Fremdmotivation, der formalen Kontrolle und auch den übertriebenen Einsatz von Strafmaßnahmen aufgeben. Stattdessen sollten Vielseitigkeit und Eigenmotivation in den Vordergrund rücken. Standardisierung allein sollte nicht das gesamte intellektuelle Klima der Schulen bestimmen.
9. Kreatives Handeln der einen Art sollte im Idealfall mit anderen Formen in einer Art Personalunion verbunden sein. Das altgriechische humanistische Ideal einer vielseitigen Persönlichkeit entspricht dieser These. Das Ziel der Erziehung sollte trotz der notwendigen Fachspezialisierung kein Fachidiotentum sein!
10. Neben dem Wettbewerb und den daraus resultierenden Motivationseffekten müssen primäre Objektmotivation und zielorientierte ebenso wie gruppenorientierte Motivationen gefördert werden. Wettbewerb ist nur ein Vehikel, ein Medium unter anderen. Individueller Wettbewerb ist notwendig und wichtig, aber er ist nicht alles. Gruppenorientierte Leistungsformen müssen ihn ergänzen, insofern als Leistungen in der industriellen Produktion und in industriellen Organisationen zunehmend durch Gruppenkontrolle, -disposition, -verantwortung wie

auch durch Gruppen-Management geprägt sind. Besonderer Schwerpunkt zukünftiger Ausbildung muss eine verantwortliche Mischung dieser unterschiedlichen Leistungsorientierungen sein. Konkurrenzleistung und Kooperation, Eigenhandeln und gesellschaftliche Leistungsorganisation – jeweils beides ist wichtig und unentbehrlich. Einseitige Extreme müssen vermieden werden.

11. Da eine Bildungsinstitution kein völliges ideologisches oder persönliches Engagement verlangen oder erzeugen kann, sollte die Vielfalt von Angeboten kultiviert werden und sich auf unterschiedliche Grade an Engagement beziehen. Vielleicht möchte einer einen Kurs besuchen, ein anderer sucht nach sozialen Aufgaben wie bei den Pfadfindern usw. Wechsel und Kombination sollten erleichtert werden. Relative Wahlfreiheit (Cafeteria-Angebote) sollte(n) soweit als möglich die Angebote der Firmen an ihre Angestellten bestimmen, wie Zeit- und Gruppenarbeitsteilung usw.
12. Die Attraktivität, ja, Faszination hervorragender Leistung in jedem schöpferischen Bereich sollte nicht übersehen werden. Sie kann in erzieherischem Rahmen und darüber hinaus zur Aktivierung persönlicher Motivation und Leistung verwendet werden. Außergewöhnliche Leistungen sind niemals das Ergebnis von Druck und Zwang. Ohne persönliche Herausforderung, frei gewählte oder akzeptierte Identifikation scheint keine echte Hochleistung, keine autonome persönliche Entwicklung möglich.
13. Eigenleistung ist und bleibt – zumindest idealerweise – ein Ausdruck individueller Handlungsfreiheit der handelnden Person, wenn auch mitunter soziale oder psychische Faktoren auf Zielsetzung, Entwicklung von Einstellungen und Bewertungen übergreifen. Echte Erziehung zur Selbstwahl, Selbstmotivation und Eigenhandeln ist keine Manipulation. Dies könnte das entscheidende Gegenargument gegen jeden totalen Manipulationsvorwurf in der Ausbildung sein.
14. Eine Persönlichkeit kann sich nur durch aktives Wirken entwickeln, das heißt, insoweit sie über sich selbst hinausreicht. Sie ist auf Außendarstellung und aktive Projektion angewiesen – besonders in der relativ extrovertierten westlichen Kultur. Kreative Eigenentwicklung kann nur auf Werken oder Leistungen basieren.
15. Kreative Leistung ist, weit über die biologische Basis hinaus, eine Art Selbstspiegel kultureller Normen und Traditionen. Leistung ist daher kein reines Naturphänomen, sondern gleichzeitig eine psychophysische, soziokulturelle und intellektuelle Kultivierung im wörtlichen oder gar

etymologischen Sinne des Wortes. Diese Kombination macht viel von ihrer tiefen sozialen und erzieherischen Bedeutung aus – besonders wenn dies auf eine symbolische Leistung bezogen wird, die nicht direkt zu einem ökonomisch verwertbaren Produkt führt.

16. Wir benötigen eine neue positive Kultivierung von Eigenaktivität und Eigenleistung, und eine Eigenhandlungs- und Leistungs- „Kultur“ sowie ein menschliches Prinzip kreativer Leistung, das ein Prinzip von persönlicher Eigenleistung und Eigenhandlung genannt werden kann. Dies gilt besonders für alle erzieherischen Bereiche und Institutionen – die fortdauernde Ausbildung eingeschlossen.
17. Eine positive Leistungskultur benötigt mehr Gerechtigkeit in der Leistungsbeurteilung. Diese soll natürlich nicht die humanitäre Idee oder die Vorstellung freier persönlicher Entwicklung und Selbstentwicklung missachten.
18. Daher brauchen wir ein humanisiertes Leistungsprinzip: frei gewählte Eigenleistung und Eigenhandeln können als ein menschliches Recht, ja, sogar als ein Menschenrecht angesehen werden. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er lebt ebenso von echtem Eigenhandeln und Eigenleistung. Nur dadurch kann der Mensch produktiv und kreativ sein. Das schöpferische Wesen ist das leistende Wesen.
19. Verschiedene Arten der Leistungsorientierung können und sollten kombiniert werden. Wir brauchen Individuen, die zu Leistung und Zusammenarbeit fähig sind. Eine Art harmonischer Mischung von Zusammenarbeits- und Leistungsorientierung ist notwendig und sollte nicht vom unbedingten und rigiden Wettbewerb begraben werden. Wettbewerb und Gewinnen sind weder alles noch das Einzige, sondern nur ein Werkzeug. Leistung ist – idealerweise – wichtiger als Wettbewerb; auch in unserer Kultur gibt es beeindruckende und außergewöhnliche Leistungen, die nicht auf Wettbewerb begründet sind. Wettbewerb ist zwar ein wichtiges Vehikel, aber nicht das höchste Ziel.
20. Eigenleistung und selbstmotiviertes Handeln scheinen ein Fundamentalwert menschlichen Lebens zu sein, ein Ausdruck von Freiheit, Selbsthingabe, Selbstbestätigung. Eigenmotivation sollte Vorrang vor zwangsorientierter Leistung haben. Alle Zwangs- und Fremdmotivationen sollten Schritt für Schritt abgebaut werden und tendenziell einer freien Leistungsorientierung Platz machen. Die Persönlichkeit differenziert und entwickelt sich durch selbstmotivierte Leistung. Persönlichkeit und Freiheit müssen durch bestimmte Leistungen aktiv erworben werden. In einer idealen positiven Leistungskultur formt das leistende Wesen sein Selbst in und durch eigenständiges Handeln, Eigenleistung und persönliche Motivation.

Literatur

- ADAM, KARL (1973): Nichtakademische Betrachtungen zu einer Philosophie der Leistung. In: LENK, HANS / MOSER, SIMON / BEYER, E. (HG.): Philosophie des Sports. Schorndorf 1973.
- ADAM, KARL (1978): Leistungssport als Denkmodell. München 1978.
- ARISTOTELES (1965): Politik. 1253b – 1254a. Übersetzung Franz Susemihl. Hamburg 1965.
- ARISTOTELES (1995): Philosophische Schriften, Band 4. Übersetzung Eugen Rolfes. Hamburg 1995.
- ATKINSON, JOHN WILLIAM (1964): Introduction to Motivation. Princeton u. a. 1964.
- ATKINSON, JOHN WILLIAM / FEATHER, NORMAN T. (HG.) (1966). A Theory of Achievement Motivation. New York u. a. 1966.
- ATKINSON, JOHN WILLIAM / RAYNOR, JOEL O. (1974): Motivation and Achievement. Washington 1974.
- ATKINSON, JOHN WILLIAM / BIRCH, DAVID (1981): Die Dynamik leistungsorientierter Tätigkeit. In: LENK, HANS (HG.): Handlungstheorien – interdisziplinär. Band 3, 1. Halbband. München 1981.
- BOLTE, KARL MARTIN (1979): Leistung und Leistungsprinzip. Opladen 1979.
- BORGMANN, ALBERT (1986): Philosophische Betrachtungen zur mikroelektronischen Revolution. In: ALOIS HUNING / CARL MITCHAM: Technikphilosophie im Zeitalter der Informationstechnik. Braunschweig – Wiesbaden 1986.
- CZIKSZENTMIHALYI, MIHALY (1975): Beyond Boredom and Anxiety. San Francisco 1975.
- GABLER, HARTMUT (1972): Leistungsmotivation im Hochleistungssport. Schorndorf 1972.
- GÄFGEN, GÉRARD (HG.) (1972): Leistungsgesellschaft und Mitmenschlichkeit. Limburg 1972.
- GEHLEN, ARNOLD u. a. (1974): Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips. München 1974.
- GLATZER, WOLFGANG / OSTNER, ILONA (HG.) (1999): Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen. Opladen 1999.
- HAEFNER, KLAUS (1984): Mensch und Computer im Jahre 2000. Basel 1984.
- HARTFIEL, GÜNTER (HG.) (1977): Das Leistungsprinzip. Opladen 1977.
- HECKHAUSEN, HEINZ (1963): Hoffnung und Furcht in der Leistungsmotivation. Meisenheim am Glan 1963.
- HECKHAUSEN, HEINZ (1965): Leistungsmotivation. In: THOMAE, HANS (HG.): Handbuch der Psychologie Band 2. Göttingen 1965.
- HECKHAUSEN, HEINZ (1967): The Anatomy of Achievement Motivation. New York – London 1967.
- HECKHAUSEN, HEINZ (1974): Leistung und Chancengleichheit. Göttingen 1974.
- HECKHAUSEN, HEINZ (1980): Motivation und Handeln. Berlin – Heidelberg – New York 1980.
- HECKHAUSEN, HEINZ (1981): Ein kognitives Motivationsmodell und die Verankerung von Motivkonstrukten. In: LENK, HANS (HG.): Handlungstheorien interdisziplinär, Band 3, 1. München 1981.

- HUNING, ALOIS / MITCHAM, CARL (1986): Technikphilosophie im Zeitalter der Informationstechnik. Braunschweig – Wiesbaden 1986.
- INGLEHART, RONALD (1977): The silent revolution. Princeton 1977.
- INGLEHART, RONALD (1989): Kultureller Umbruch. Frankfurt am Main 1989.
- KISTLER, ERNST / STRECH, KARL-HEINZ (1992): Die Sonne der Arbeit – Arbeitseinstellungen als Forschungsgegenstand im Transformationsprozeß. IN: JAUFMANN, DIETER / KISTLER, ERNST / MEIER, KLAUS. Frankfurt am Main – New York 1992.
- KLAGES, HELMUT (1977): Handlungsrelevante Probleme und Perspektiven der soziologischen Wertforschung. In: LENK, HANS (HG.): Handlungstheorien interdisziplinär, vol. IV: Sozialwissenschaftliche Handlungstheorien und spezielle systemwissenschaftliche Ansätze. München 1977.
- KLAGES, HELMUT (1988): Wertedynamik. Zürich – Osnabrück 1988.
- KLAGES, HELMUT / KMIĘCIAK, PETER (HG.) (1979): Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel. Frankfurt am Main – New York 1979.
- KOHLI, MARTIN (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? In: KÄLBLE, HARTMUT / KOCKA, JÜRGEN / ZWAHR, HARTMUT (HG.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994.
- KROCKOW, CHRISTIAN VON (1974): Sport. Eine Soziologie und Philosophie des Leistungsprinzips. Hamburg 1974.
- LENK, HANS (1970, 1977): Leistungsmotivation und Mannschaftsdynamik. Schorndorf 1970, 1977.
- LENK, HANS (1971): Philosophie im technologischen Zeitalter. Stuttgart 1971.
- LENK, HANS (HG.) (1973): Technologie als Ideologie. Stuttgart 1973.
- LENK, HANS (1974): Leistungssport: Ideologie oder Mythos? Zur Leistungskritik und Sportphilosophie. Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1972, 1974.
- LENK, HANS (1975): Leistungsmotivation als theoretischer Begriff. Zur Widerlegung des strikten Operationalismus am Beispiel der Leistungsmotivationsforschung. In: DERS.: Pragmatische Philosophie. Hamburg 1975.
- LENK, HANS (1976): Sozialphilosophie des Leistungshandelns. Stuttgart 1976.
- LENK, HANS (HG.) (1977 ff.): Handlungstheorien interdisziplinär. 4 Bände (2 weitere Halbbände). München 1977 ff.
- LENK, HANS (1983): Eigenleistung. Plädoyer für eine positive Leistungskultur. Osnabrück – Zürich 1983.
- LENK, HANS (1985): Die achte Kunst: Leistungssport – Breitensport. Osnabrück – Zürich 1985.
- LENK, HANS (1987): Verfiel der Wert der Arbeit in der Bundesrepublik? In: MENNE, ALBERT (HG.): Philosophische Probleme von Arbeit und Technik. Darmstadt 1987.
- LENK, HANS (1994): Value Changes and the Achieving Society: Social-Philosophical Perspective. In: OECD (HG.): OECD Societies in Transition: The Future of Work and Leisure. Paris 1994.
- LENK, HANS (1994): Nouvelles valeurs et notion d'accomplissement dans la perspective de la philosophie sociale. In: OECD (HG.): Les sociétés de l'OCED en transition: L'avenir du travail

- et des loisirs. Paris 1994.
- LENK, HANS (1995): Das metainterpretierende Wesen. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 20.1.1995.
- LENK, HANS (1998): Konkrete Humanität. Frankfurt am Main 1998
- LENK, HANS (1999): Praxisnahes Philosophieren. Stuttgart 1999
- LENK, HANS (2000): Kreative Aufstiege. Frankfurt am Main 2000.
- LENK, HANS (2007): Bewusstsein, Kreativität und Leistung. Darmstadt 2007.
- McCLELLAND, DAVID CLARENCE (1966): Die Leistungsgesellschaft. Stuttgart 1966.
- McCLELLAND, DAVID CLARENCE / ATKINSON, JOHN WILLIAM / LOWELL, E. L. / CLARK, R. A. (HG.) (1953): The Achievement Motive. New York 1953.
- MEULEMANN, HEINER (1999): Der Wert der Leistung in Deutschland 1956 – 1996. In: GLATZER, WOLFGANG / OSTNER, ILONA (HG.): Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen. Opladen 1999.
- MEYER, WULF-UWE (1973): Leistungsmotiv und Ursachenerklärung von Erfolg und Mißerfolg. Stuttgart 1973.
- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH (1979): Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft. Zürich – Osnabrück 1979.
- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH / STRÜMPPEL, BURKHARD (1984): Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? München 1984.
- SCHAFF, ADAM / FRIEDRICHS, GÜNTER (1982): Auf Gedeih und Verderb. Wien 1982.
- SCHESKY, HELMUT (1957): Die sozialen Folgen der Automatisierung. Düsseldorf – Köln 1957.
- SCHMALT, HEINZ-DIETER / MEYER, WULF-UWE (HG.) (1976): Leistungsmotivation und Verhalten. Stuttgart 1976.
- SCHMIDTCHEN, GERHARD (1984): Neue Technik – neue Arbeitsmoral. Eine sozialpsychologische Untersuchung über die Motivation in der Metallindustrie. Köln 1984.
- SCHMIDTCHEN, GERHARD (1986): Menschen im Wandel der Technik. Wie bewältigen die Mitarbeiter in der Metallindustrie die Veränderungen der Arbeitswelt? Köln 1986.
- SHELL – STUDIE (2000): 13. Shell - Jugendstudie. Weinheim 2000, 2 Bände.
- SPINNER, HELMUT F. (1998): Die Architektur der Informationsgesellschaft. Frankfurt am Main 1998.
- STAATSMINISTERIUM BADEN-WÜRTTEMBERG – ZUKUNFTSKOMMISSION GESELLSCHAFT 2000 (HG.): Solidarität und Selbstverantwortung. Von der Risikogesellschaft zur Nuancengesellschaft. Stuttgart 1999, 2. Aufl. Beitrag vom Verfasser S. 40 – 48 über Informationsgesellschaft.
- SZÉPLÁBI, MICHAEL (1974): Leistungsgesellschaft in der Diskussion. In: Zeitschrift für Soziologie, 3/1974.
- THOMAE, HANS (1967): Psychologische Voraussetzungen der Leistungsbereitschaft. In: WALTER-RAYMOND-STIFTUNG (HG.): Leistungsbereitschaft, soziale Sicherheit, politische Verantwortung. Köln – Opladen 1967.
- WEBER, MAX (1969): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. München – Hamburg 1969.

- WEINER, BERNARD: Theories of Motivation. From Mechanism to Cognition. Chicago 1972.
- WEINER, BERNARD: Die Wirkung von Erfolg und Mißerfolg auf die Leistung. Stuttgart 1975.
- WEISS, PAUL: Sport – a Philosophic Inquiry. Carbondale – Edwardsville – London – Amsterdam 1969, 1971.
- WERNER, GÖTZ W.: Einkommen für alle. Köln 2007.
- WERNER, GÖTZ W. / PRESSE ANDRÉ: Grundeinkommen und Konsumsteuer. Karlsruhe 2007.
- ZUCKERMAN, MORTIMER B.: Sensation Seeking. Hillsdale, New Jersey 1979.

Der Verfasser

Prof. Dr. phil. Dr. h.c. mult. Hans Lenk (geb. 23. März 1935 in Berlin) ist emeritierter ordentlicher Professor für Philosophie an der Universität Karlsruhe sowie mehrfach Ehrenprofessor, u.a. in Budapest, Moskau, Texas. Einst Olympiasieger (1960 Achter) und mehrfach Europameister im Rudern. Amateurtrainer eines Weltmeisterachters (1966).

Er war Präsident der Deutschen Gesellschaft für Philosophie und ehrenamtlich Dekan der Europäischen Fakultät für Bodenordnung und ist derzeit Präsident der internationalen bilateralen Philosophischen Gesellschaften mit Argentinien, Chile, Rumänien, Russland (Wissenschafts- und Technikphilosophie) und bis 2005 Ungarn. Seit 1994 ist er Mitglied des Institut International de Philosophie und seit 1995 der Internationalen Akademie für Philosophie der Wissenschaften sowie seit 2003 Ordentliches Auslandsmitglied der russischen Akademie der Wissenschaften. 1998 bis 2003 Vizepräsident der Fédération Internationale des Sociétés de Philosophie (Weltdachgesellschaft). 2005 Ehrenlehrstuhl „Chair of Philosophy and Humanities“, World Academy of Letters. 2005 bis 2008 Präsident des Institut International de Philosophie (Weltakademie der Philosophen).

Forschungsschwerpunkte: theoretische, praktische und angewandte Philosophie, Wissenschaftstheorie, theoretische Sozial- und Verhaltenswissenschaften einschließlich Sportwissenschaft, Technik- und Sportphilosophie.

Veröffentlichungen:

Über 120 Bücher als Autor und Herausgeber, ca. 3000 Fachbeiträge und -artikel.

„Ich meine: Leistungsprinzip ja – und zwar auch im Berufsleben, aber kein absoluter Leistungszwang, kein Leistungszwang für alle. Man kann sagen, dass im Wohlfahrtsstaat der Zukunft man sozusagen jedem ein Existenzminimum garantieren kann, ohne ihn zu einer Arbeitsproduktivität zwingen zu müssen.“

Hans Lenk, 1970, gesendet im ZDF am 11.08.1970.

**Impulse für eine
unternehmerische Gesellschaft
Band 1**



*Die Struktur der Leistung ist auf allen Gebieten
gleich.*

Karl Adam

erfolgreicher Rudertrainer des Deutschland-Achters
(Olympiasiege Rom, 1960, und Mexiko-Stadt, 1968)

ISSN: 1866-2218

ISBN: 978-3-86644-198-9

www.uvka.de